

LEBENSKUN
STILSTEINEA
3 Verlage / 3 Programme / 1 Magazin

Ausgabe 2

RTMORALIS

CHERBILDU

NGZUEIN

TÄSICHT

UNENGUNSE

RERSELBST

VERANTWO

RTUNG-JOS

EFDOHMEN



Einsichten #2

Ein Jahr ist es her, dass wir Ihnen die erste Ausgabe unseres Magazins »Einsichten« vorgestellt haben. In der Zeit dazwischen ist viel geschehen – in der »großen Welt« draußen wie in der persönlichen; und aus dem Persönlichen entstehen manchmal großartige Bücher, die das Verhalten in und zu dieser Welt verändern.

Zu erkennen, welchen Beitrag jeder anzubieten hat, um das Leben der anderen zu bereichern, und wie dieser persönliche Beitrag einem selbst neue Horizonte eröffnet, ist eine wertvolle Erfahrung. Eine Erfahrung, die derjenige macht, der bereit ist, den Fokus von den eigenen Befindlichkeiten und Bedürfnissen auf die bewusste Entwicklung des Potenzials zu lenken, das in allen steckt. Dann wird aus einem Gegeneinander ein Miteinander, aus einem sich Abgrenzen ein sich gegenseitig Beflügeln – ein echtes sich Freuen, wenn jemand anderem etwas gelingt.

Damit dies gelingt, brauchen wir Anregungen und Inspirationen; wir benötigen Menschen, die uns zeigen, welche Schritte hilfreich, welche gar notwendig sind. Wir sind auf Vorbilder angewiesen, die Orientierung geben, damit wir diesen Weg mutig auf uns nehmen. Unsere Autorinnen und Autoren sind solche Menschen, die mit interessanten Einsichten aus ihren Sachgebieten den Prozess weiter anstoßen, der es erlaubt, zu neuen Erkenntnissen zu gelangen.

Die durchwegs positiven Reaktionen der Leserinnen und Leser auf »Einsichten #1« haben uns gefreut und angespornt, weiterhin nach Menschen mit Visionen und Idealen Ausschau zu halten.



*Eine anregende Lektüre wünscht
Anne Rüffer*

Drei Verlage, drei Programme, ein Magazin

Seite 6

»Das schöne Leben ist ein Leben in spannungsvoller Harmonie«

Der Philosoph Josef Dohmen
über das Leben als Kunstwerk

Seite 10

Einblicke ins Durcheinandertal

Wie sagt man jemandem, der
noch bei Bewusstsein ist, dass
er bald aus der gemeinsamen
Gegenwart kippen wird?



*Alzheimer als Metapher
für das Vergessen? 13*

Seite 14

»Beim Lesen guter Bücher wächst die Seele empor«

Bücher halten Gedanken
fest und geben ihnen eine
Gegenwart, die oft in die
Zukunft weisen.

Seite 19

Spezifische Kompetenzen für besondere Bedürfnisse

Brustkrebs ist mit über
30% Anteil die häufigste Krebs-
erkrankung bei Frauen. Wie
Breast Care Nurses Betroffene
begleiten.

Seite 24

»Persönliches Wachstum auf fremdem Boden«

Der Verein Crescenda bildet
seit zehn Jahren Migrantinnen
zu Unternehmerinnen aus.



Seite 26

Mit offenem Blick auf das Potenzial

Immer öfter wird die traditi-
onelle Siedlungswanderung
durch eine Existenzweise zwi-
schen zwei Staaten abgelöst.



Seite 28

Neuerscheinungen rüffer & rub

*Wer trägt die Verantwortung?
Was ist tatsächlich passiert?
Wie geht es weiter? Fragen,
die uns täglich beschäftigen, uns
immer wieder aufwühlen und
oft genug auch aufregen; Fragen,
die uns nicht mehr loslassen
und auf die wir oft nur unzurei-
chende Antworten erhalten.
Deshalb veröffentlicht rüffer & rub
»Sachbücher zu Fragen, die
Antworten verdienen«.*

www.ruefferundrub.ch



*Wortgewandt wird
viel gebellt und
wenig gebissen*

Queen Elisabeth II., Salman
Rushdie, J. K. Rowling und
Daniel Kehlmann verehren ihn:
P. G. Wodehouse.



*»Allein mit
meinem Zauber-
wort ...«*

Mary Lavater-Sloman erweckt
die Dichterin Annette von
Droste-Hülshoff schreibend neu
zum Leben.

*Wie Shakespeare
Mary Lavater-
Sloman neuen Le-
bensmut schenkte*

Über die Entdeckung eines
verschollenen Manuskripts.

Neuerscheinungen



**Römerhof
Verlag**

*»Außergewöhnliche Menschen,
spannende Biografien«:
Der Römerhof Verlag publiziert
ausschließlich Lebensgeschichten
– von Persönlichkeiten,
die Herausragendes erlebt oder
geleistet haben.*

www.roemerhof-verlag.ch



*Eine Biskuit-
Fabrik voller
Kunstschatze*

Die Kunst von Thomas Dubs
zeugt von bemerkenswerter
Geduld und Ideenreichtum.



*Das Team der Manuskript-Oase
begleitet Autor/innen auf
dem Weg zum eigenen Buch und
ermöglicht eine Veröffentlichung
unter anderem im Verlag
Edition 381.*

www.manuskript-oase.ch

*»Schenk doch ein-
fach ein Buch«*

In seinem Bücherregal steht
doch eine Kennedy-Biografie –
wie wäre es also damit?

*Es Lied für d'
Chlykunscht-
buechmacherInne*

Von der Idee zum Buch (2)

*»Die Sprache
spricht oder die
Musik singt aus
sich selbst«*

Was macht eigentlich ...
Daniel Fueter?
Von »Leidenschaft« zu
»Teefischland«

*Veranstaltungskalender..... 50
Impressum 51*

»Das schöne Leben ist ein Leben in spannungsvoller Harmonie«

In einem seiner letzten Interviews sagte der französische Philosoph Michel Foucault (1926–1984): »Kunst [ist] in unserer Gesellschaft zu etwas geworden, das mit Objekten zu tun hat und nicht mehr mit Menschen oder mit dem Leben. Kunst ist ein Spezialgebiet einiger Experten, die man Künstler nennt. Aber warum sollte nicht jeder aus seinem Leben ein Kunstwerk machen können? Warum ist diese Lampe oder dieses Haus denn ein Kunstwerk und mein Leben nicht?«

Aus Foucaults Worten hallt ein fast utopisches Verlangen wider. Sein Wunsch war, dass unsere spätmoderne Kultur von einer Form von Lebenskunst inspiriert werden würde, die Menschen dazu anregt, ihrem eigenen Leben in bestimmter Weise und in bestimmter Richtung Form zu geben. Aus seinen Worten spricht auch Enttäuschung und Besorgnis. Obwohl wir angeblich über uns selbst bestimmen, werden wir doch von allen Seiten gegängelt.

Foucault las in den klassischen antiken Schriften von Platon, Epikur, Seneca und Plutarch, dass eine bestimmte (männliche) Elite Griechenlands und Roms nicht länger Sklave ihrer Bedürfnisse oder Leidenschaften und der Willkür des Staates oder eines anderen Menschen sein wollte. Sie wollte frei und sowohl körperlich als auch geistig unabhängig sein, und sie wollte sich leidenschaftlich um das Gelingen ihres Lebens bemühen. Ein Bemühen, das sie *techné tou biou*,

ars vitae oder *Lebenskunst* nannten.

Bis vor einigen Jahren ging es in der landläufigen Ethik fast ausschließlich um Sozialmoral. Und wenn wir über Normen und Werte sprachen, dachten wir dabei in aller Regel an die Sorge für andere, an soziale Verpflichtungen oder Verantwortung. Aber der Fokus hat sich verschoben. Foucaults Appell, das Leben als Kunstwerk zu betrachten, hat inzwischen einen Widerhall gefunden. Damit gewinnt auch eine Reihe neuer Auffassungen schnell an Terrain: Dass Selbstachtung die Grundlage der Moral bildet, dass Selbstfürsorge die eigene Lebensqualität mitbestimmt und Lebenskunst eine notwendige Bedingung jeder guten Bürgerschaft ist.

Die Rückkehr der Lebenskunst ist eng mit einer neuen Art von Unsicherheit verbunden, die unser heutiges Leben in der späten Moderne kennzeichnet. Diese Unsicherheit beruht auf

unserer unklaren Antwort auf die Frage nach dem guten Leben. Schon von jeher kämpfen die Menschen mit denselben Problemen, mit Leiden, Schicksal, Unheil und Tod. Halt boten traditionsgemäß die Lebensanschauungen mit ihren allseits bekannten Überlieferungen und Vorschriften. Doch der moderne antipaternalistische Zeitgeist erkennt keine moralischen und weltanschaulichen Autoritäten mehr an. Fast ein jeder kultiviert die Norm der Autonomie und will dem eigenen Leben einen Sinn geben, ohne dass er von oben herab verordnet worden wäre. Was sich kürzlich zeigte, als einer meiner Studenten während einer Vorlesung trefend bemerkte »Ich weiß nicht, was ich will, aber ich weiß, dass Sie das nicht für mich entscheiden dürfen.« Damit scheint der Weg für eine stilvolle Gestaltung des eigenen Lebens auf der Grundlage selbst gewählter Werte und Wertstrukturen frei zu sein. Doch gerade bei Letzterem drückt nun der Schuh.

> Lesen Sie weiter auf S. 8

Josef Dohmen, 1949, ist Professor für Philosophische und Praktische Ethik an der Universiteit voor Humanistiek in Utrecht, Niederlande. Er studierte Philosophie in Utrecht, Berlin und Leuven (Belgien). Sein Schwerpunkt liegt auf den Themen Lebenskunst, Moralerziehung und Alter. Dohmen schrieb diverse Artikel und Bücher zu diesen Themen sowie über Montaigne, Nietzsche und Foucault.



Verstehen Sie Ihren Buchtitel »Wider die Gleichgültigkeit« als eine Provokation? Glauben Sie, dass unsere Kultur dieser Gefahr unterliegt resp. bereits der Gleichgültigkeit verfallen ist?

Nein, ich wollte mit dem Titel nicht provozieren. Man sollte ihn eher als Herausforderung und auch ein wenig als Warnung verstehen. Ich bin gewiss kein Kulturpessimist, aber man muss schon total blind sein, um nicht zu erkennen, dass wir in unserer modernen Gesellschaft viele persönliche und soziale Probleme haben. Offenbar geht man davon aus, jeder von uns besitze eine gewaltige Freiheit, diese Probleme selbst lösen zu können. Diese Freiheit muss sich aber jeder von uns erst selbst erkämpfen. Sonst droht Gleichgültigkeit, und ja, sie begegnet uns immer häufiger.

Sie gehen in Ihrem Buch auch auf klassische antike Schriften zur Lebenskunst ein. Damals musste es doch für die Elite einfach gewesen sein, diese Kunst zu leben – fern von motorisierten Bewegungsmitteln und Technologie. Unsere Welt sieht ganz anders aus: viel hektischer, viel mehr Einflüsse und Zwänge von außen. Was können uns die griechischen Philosophen heute noch lehren?

Zunächst ist es klar, dass wir uns, wie Sie richtig sagen, in einer

anderen Situation befinden, denn wir leben ja in einer spätmodernen Gesellschaft. Also kann man die antike Ethik nicht einfach wieder aufnehmen. Doch man kann bestimmte Lebenshaltungen aus der antiken Tradition in einem gewissen Sinne modifizieren. Es existiert ein enormer Schatz an Erkenntnissen und Beispielen, ob nun in Epikurs Glücksethik, in Aristoteles' Tugendethik oder in der Stoa mit ihren Gedanken über Askese, Autonomie und Achtsamkeit.

Was sind die ersten Schritte zu einer bewussten Lebenskunst? Gibt es ein »Training«, um Lebenskunst zu lernen und zu verbessern?

Im Allgemeinen bin ich etwas auf der Hut, von Schritten zu reden. Das hört sich für mich zu sehr nach Mode und einer Sprache der modernen Machbarkeit an, aber manchmal gibt es in Lebensfragen keine einfachen Lösungen. Ich würde also lieber von einer Art zusammenhängender Bildung sprechen, aus der eine eigene Lebenshaltung hervorgeht. Der erste Schritt dazu wäre die Einsicht, sich für seine eigene Lebensgestaltung verantwortlich zu fühlen. Irgendwo gibt es einen inneren Anfang, und erst danach kommen Reflexionen, Übungen und Wille.

Ist es im Alter durch die gesammelte Lebenserfahrung einfacher, Lebenskunst zu leben?

Älter werden ist eine komplexe Erfahrung, mit vielen Gewinnen und Verlusten. Man bekommt ein anderes Verhältnis zur Zeit, mit vielen Erinnerungen und weniger großen Erwartungen. Eine aktive Lebenseinstellung ist weiterhin notwendig, aber es entsteht auch eine gewisse Gelassenheit. Nein, ich glaube nicht, dass man sagen kann, es werde einfacher. Vieles ist auch Zufall: Bleibt man selbst oder bleiben die Menschen, die man liebt, gesund? Findet man im Alter einen neuen Weg? Gelingt es einem, gelassen zu sein?

Sie beschäftigen sich seit vielen Jahren mit dem Thema, wie nah sind Sie selbst am Ideal der Lebenskunst?

Wissen Sie, ich habe immer ein wenig Angst vor dieser Frage. Aber ich verstehe sie natürlich. Wenn ich Ihnen sage, dass ich kein Mensch bin, dem das Leben leichtfällt, werden Sie weiter fragen, warum das so ist. Schließlich bin ich doch ein Philosoph der Lebenskunst. Man kann aber viel über Lebenskunst wissen und gerade deshalb kein leichtes Leben haben. Lesen Sie mein Buch, danach reden wir weiter.

Zunächst einmal steht unsere Sehnsucht nach einem authentischen, eigenen Lebensstil in krassm Widerspruch zum Lifestyle-Hype des Marktes. Fast alle Medien des spätkapitalistischen Marktes vermitteln dem modernen Menschen die »richtigen« Codes und den »guten« Geschmack bis in alle Bereiche des Alltags: Wohnungseinrichtung, Genuss(mittel), Freizeitgestaltung, Körperkultur (Hygiene, Ernährung, Gesundheit und Schönheit), Altern, Sexualität und sogar Tod. Das tägliche Leben ist bis hin zum Sterben zur Zielscheibe einer Konsumkultur geworden. Harmonie, Genuss und ein angenehmes Lebensende bilden den normativen Horizont, vor dem der Markt in endlosen Variationen desselben Themas sein »Rundum-Sorglos-Paket« feilbietet.

Unsere viel gepriesene Entscheidungsfreiheit steht zudem noch auf eine zweite, eher prinzipielle Weise zur Disposition. Der englische Soziologe Zygmunt Bauman (*1925) hält die heutige postmoderne Entscheidungsfreiheit für ebenso spannend wie nervenaufreibend: »Ständig sieht man sich irgendeinem Risiko ausgesetzt. Wenn man seine Aufmerksamkeit auf eine bestimmte Möglichkeit richtet und eine Entscheidung trifft, kann man nie sicher sein, ob man zwischenzeitlich nicht gerade andere Optionen, die vielleicht noch viel attraktiver, interessanter, besser und profitabler gewesen wären, verpasst. Ganz gleich welche Wahl man trifft, wird die Freude zu wählen doch immer von dem Wissen gedämpft, dass es viele andere Wahlmöglichkeiten gegeben hätte, die man links liegen gelassen hat. Dafür zahlt man, vor allem im psychologischen Sinn, einen hohen Preis.«

Ob eine Entscheidung gut oder schlecht ist, hängt vom angelegten Maßstab ab. Während sich die antiken Philosophen in ihren individuellen Entscheidungen noch auf universell geltende Regeln, auf so etwas wie die »Natur« oder einen mutmaßlich absoluten Maßstab berufen konnten, erkennen wir heute hinsichtlich der Ausgestaltung unseres persönlichen Lebens keine Autoritäten mehr an. Der beständige Mensch der (vor-)modernen Zeit setzte sich für Gott oder Vaterland, für seine Familie oder die gute Sache ein und leitete gerade daraus seine Identität ab. Doch er ist heute dem, was Richard Sennett den »flexiblen Menschen« nennt, gewichen. Der flexible Mensch steht für nichts mehr ein: Er engagiert sich nur für den Augenblick.

Kann eine zeitgemäße Lebenskunst hier einen Ausweg bieten? Michel Foucault hat uns gelehrt, das Problem der Lebenskunst umsichtig anzugehen. Eine spätmoderne Lebenskunst ist weit vom *glossy lifestyle* ent-

als eine Reihe angenehmer Erfahrungen ist. Und schließlich ist Lebenskunst weder ein psychologischer Trick noch ein Kunststück, das wir bei einem Guru, in einem Kurs oder aus einem Lehrbuch lernen, damit alles wie am sprichwörtlich bekannten Schnürchen verläuft.

Den Ausgangspunkt der modernen Lebenskunst bildet die Norm, dass der Einzelne für sein Schicksal selbst Verantwortung

»Unsere Sehnsucht nach einem authentischen, eigenen Lebensstil steht in krassm Widerspruch zum Lifestyle-Hype des Marktes.«

fernt. Genauso wenig darf Lebenskunst mit Etikette und Umgangsformen verwechselt werden. Wir sind eher auf der Suche nach einem eigenen, stilvollen Umgang mit den vorherrschenden Codes und Verhaltensregeln. Lebenskunst ist auch nicht das Gleiche wie die Kunst des Genießens. Zwar sind Genuss und Glück im Leben moderner Menschen gewiss wichtige Werte. Doch jeder weiß, dass es daneben auch andere wichtige Werte wie Solidarität und Freiheit gibt, und ein glückliches Leben mehr

übernimmt. Es gibt eine Reihe verräterischer Verhaltensweisen, mit denen wir uns immer wieder als Opfer darstellen und uns unserer Verantwortung für den Verlauf unseres Lebens entziehen, wie etwa Gleichgültigkeit (»Nach mir die Sintflut«), Opportunismus (»Erst mal abwarten, wie es sich entwickelt«), Widerspenstigkeit, Unentschlossenheit und Starrsinn. Eine gewisse Hartnäckigkeit im lebenslangen Lernen ist dagegen das Markenzeichen der aktuellen Lebenskunst.

»Es ist ein schwerwiegendes Missverständnis zu glauben, bewusste Lebensführung habe etwas mit einem außergewöhnlichen Bewusstseinszustand zu tun.«

Lebenskunst bezieht sich auf eine Haltung, die von zwei Charakteren geprägt ist: dem bewussten Lernen und der Übung in Selbstexpression. Eine bewusste Lebensführung verkörpert die theoretische Seite der Lebenskunst. Das klingt zunächst ziemlich banal, bis man sich vor Augen führt, welche Ansichten über bewusste Lebensführung in alternativen Kreisen kursieren. Unter bewusster Lebensführung ist nicht das zu verstehen, was Hunderte von spirituellen Zentren ihren arglosen Klientel in zahllosen Broschüren unermüdlich vorgaukeln, eine meditative Form der Selbstbesinnung, durch die man zu tieferen inneren Wahrheiten gelangen könne. Es ist ein schwerwiegendes Missverständnis zu glauben, bewusste Lebensführung habe etwas mit einem außergewöhnlichen Bewusstseinszustand zu tun, der es uns erlauben würde, in tiefere Schichten unseres Ich vorzudringen, um von dort aus in unserem Alltagsleben umso höhere Sphären erreichen zu können. Bewusst zu leben bedeutet nichts anderes, als seine konkreten individuellen und allgemeinen Lebensumstände regelmäßig zu reflektieren.

Die persönliche Reflexion betrifft sowohl Selbsterkenntnis als auch Einsicht in die eigenen Lebensumstände, Fähigkeiten, Werte, Ziele und Mittel. Auch die Einbettung in die Lebenswelt ist wichtig: Selbsterkennt-

nis beinhaltet nicht nur einen realistischen Blick auf die eigenen kognitiven Fähigkeiten, sondern auch auf den eigenen Charakter, die eigenen (Un-)Tugenden und die eigenen Stimmungen. Wir sind nicht allmächtig, wir können nicht alles überblicken, und wir täuschen uns immer wieder in uns selbst: darin, wer wir sind, was wir können, und auch darin, was wir wirklich wollen. Um die richtigen Entscheidungen treffen zu können, müssen wir regelmäßig Rat suchen. Daher ist die wichtigste Wahl unseres Lebens wohl die der richtigen Freunde und damit der richtigen persönlichen Berater. »Ich würde mein Leben ja gerne einem anderen überlassen, aber wem?«, fragte der Renaissancephilosoph Montaigne und brachte dieses Problem damit treffend auf den Punkt.

Wann sagen wir, ein Leben sei ein Kunstwerk? Sicherlich nicht, wenn wir ein einziges Ziel erreicht haben, eine einzige gelungene Beziehung geführt haben oder unsere Aktien gestiegen sind. Lebenskunst ist eine Kompositionslehre. Ausgestattet mit einem eigenen Set von Werten, geht es dabei um die Komposition eines Ganzen. Das Kriterium für das Gelingen des Kunstwerks liegt darin, als Person seine eigene Form zu finden. Das schöne Leben ist ein Leben in spannungsvoller Harmonie. Ein solches Leben ist ein Kunstwerk! Josef Dohmen, Übersetzung aus dem Niederländischen von Bärbel Jänicke



Filmtipp von Thorsten Duit, Theaterregisseur

Trauer macht einsam. Hilfloze Gesichter starrten mich an, als ich von meinem Verlust erzählte: die Mutter gestorben. Einige spenden Trost, einige wenden sich ab, anderen steht die eigene Angst vor diesem Moment ins Gesicht geschrieben.

Jetzt gibt es einen Film, in dem Trauernde von ihren Erfahrungen erzählen – und ich finde mich wieder. Trauer ist mehr als traurig sein. Wut, Verzweiflung, Einsamkeit – aber auch Alltag, in dem Spaß und Lachen ist. Erhellende Interviews mit Verena Kast über das Tabu Trauer. Die Arbeit von Trauerbegleitern, die helfen, wenn es allein nicht geht. Immer im Zentrum: die Trauernden. Letzte Worte einer sterbenden Frau an ihren Mann: »Und wenn Du Dich genug ausgeheult hast, dann lässt Du es wieder krachen.« Und das wird er tun. Das ist Trost.

Trauer. Wege. Finden. | Ein Film von Julia Bossert | Bestellbar bei: www.atp-verlag.de | DVD (60 min.) ISBN 978-3-943064-07-0

Einblicke ins Durcheinandertal

Eine Begegnung der besonderen Art: Der Unternehmer und Nuclear Engineer Hans Widmer und die Ärztin und Demenzspezialistin Irene Bopp-Kistler diskutieren über das Bewusstsein, den Freien Willen und die Liebe bei Menschen mit Demenz.

Hans Widmer: In meiner Theorie, die ich im »Konsequenten Humanismus« vorlege, wird der Mensch ohne Bewusstsein geboren und baut dieses in Interaktion mit der Umgebung sukzessive auf. Der Alzheimer-Patient verliert es wieder, weil das Gehirn das Bewusstsein nicht mehr behausen kann. Die logische Folge aus meiner Sicht wäre, dass der Mensch, der sich entwickelt hat, wieder verschwindet.

Irene Bopp-Kistler: Man liest oft, dass sich ein Demenzkranker zurück zu einem Kind entwickle. Ich sage: Er bleibt ein erwachsener Mensch, aber es gibt vergleichbare Phasen mit der Stufe des Kindes. Mein Baby habe ich ja auch einmal geliebt, weil ich das Gefühl hatte, dass es eine Form von unbewusster Wahrnehmung gegenüber Menschen hat.

HW: Ich liebe das Baby aber nicht, weil ich willentlich anstrebe, es zu lieben, sondern dies geschieht instinktiv. Wer für es sorgt, den liebt das Baby zurück – diese Form der Interaktion entsteht sehr früh. Nur, und das mag sich ganz schrecklich anhören: Das erlebe ich beim Haustier auch, es ist ja nicht spezifisch menschlich, dass wir Sympathien austauschen.

IBK: Die Frage habe ich mir oft gestellt: Was unterscheidet ein Tier mit einer gewissen Form von Lebenswahrnehmung von einem Demenzerkrankten? Es gibt einen Unterschied, da bin ich mir sicher. Mir helfen Modellvorstellungen wie die von António Damásio, einem portugiesischen Neurowissenschaftler, der sich intensiv mit Bewusstseinszuständen bei verschiedenen Krankheiten befasst, unter anderem bei Demenz. Damásio spricht von verschiedenen Arten des Selbst. Das autobiografische Selbst ist gemäß seiner Theorie das höchste Selbst. Es entwickelt sich im Laufe des Lebens anhand von systematisierten Erinnerungen an Situationen und die am wenigsten veränderlichen charakteristischen Daten des eigenen Lebens. Daneben existiert das Kernselbst, das unsere ständige Interaktion mit Objekten steuert und sich durch die Wechselwirkung dauernd neu schafft.

HW: Wie die Regeln, nach denen wir uns verhalten.

IBK: Nicht nur verhalten, sondern auch, wie wir unsere Umwelt wahrnehmen. Was passiert mit mir, wenn ich im Wald einen schönen Vogel sehe? Jeder Mensch reagiert ganz anders – ein Teil wird bestimmt durch

das Bewusstsein, ein anderer durch das Unterbewusstsein. Damásio nennt die Gehirnstrukturen, die sich unbewusst darum kümmern, dass der Zustand des Organismus stabil bleibt, das Protoselbst. Dieses kann nicht willentlich beeinflusst werden. Bei Menschen mit Demenz geht das autobiografische Selbst zunehmend verloren. Wenn der Demenzerkrankte am Morgen aufwacht, muss er sich jeden Tag neu finden. Er ist, er lebt im ständigen Jetzt, er hat noch einen kleinen, schmalen Zugang zur Vergangenheit, und er hat fast keinen Zugang zur Zukunft. Doch ich frage mich, ob der Demenzerkrankte nicht einen anderen, eventuell sogar stärkeren Zugang zum Unbewussten hat.

HW: Dieses interaktive Selbst, das sich zum Beispiel im Staunen äußert, das habe ich bei einem Tier noch nie beobachtet.

IBK: Ein Demenzkranker kann das. Diese Freude, die keinen Zweck hat, die ist einfach da.

HW: Und du glaubst, das Staunen ist nicht kausal durch den Anblick von etwas entstanden?

IBK: Das ist eine gute Frage. Ist es der Anblick oder ist es das Gefühl, dass ich trotz meiner



Erkrankung geliebt werde? Das ist sehr schwer zu evaluieren. Bei einem Theaterspiel mit demenzerkrankten Menschen konnte ich das sehr schön beobachten: Die Patienten strahlten eine ungeheure Freude aus, ohne dass ein Regisseur ihnen Anweisungen erteilt hatte. Das hat mich zutiefst beeindruckt. Alles war im Jetzt, im Augenblick.

HW: Mit anderen Worten: Der Zeithorizont verschwindet, auch das Gefühl von Rhythmus; die Zeitachse rückt auf den Punkt des Augenblicks zusammen.

IBK: Wir sprechen von einer Zeitgitter-Störung; der Patient sagt plötzlich: Ich möchte nach Hause zu meiner Mutter. Wenn wir ihn dann darauf hinweisen, dass seine Mutter schon lange gestorben sei, ist das für ihn ein schwerer Schock. Die Fragmente der Autobiografie rücken zusammen, und er möchte zurück

ins Urvertrauen, zurück zu seiner Mutter.

HW: Die Sehnsüchte artikulieren sich also noch immer in den gleichen Empfindungen wie beim Gesunden, nur lassen sie sich nicht mehr mit seiner Vorstellung der Wirklichkeit verbinden.

IBK: Meine Hypothese ist: Bezüglich der Bewusstmachung des Unterbewusstseins – die wir teilweise durch Hypnose oder Meditation an die Oberfläche bringen können – ist der Demenzerkrankte quasi im Vorteil. Er holt Bilder an die Oberfläche, die uns möglicherweise nur in einer Therapie zugänglich werden.

HW: Ist die Demenz also nur eine große Verwirrung, ein Durcheinander?

IBK: Ein Patient hat kürzlich gesagt: »Ich bin in einem Durcheinandertal.«

HW: Dann hat er Friedrich Dürrenmatt gelesen.

IBK: Dieser Mann ist Architekt, sehr gebildet, und er hat Dürrenmatt gelesen. Diesen Ausdruck hat er als Metapher für seine eigene Kognition betrachtet. Und auf meinen Kommentar: »Sie haben Dürrenmatt gelesen«, meinte er ganz gelassen: »Schön, dass Sie den Roman auch kennen, aber ich bin weder dürr, noch matt.« Wenn man jedoch sein Gedächtnis testet, sind die Resultate katastrophal.

HW: Wie verhält es sich mit den großen Empfindungen, die uns durch das Leben tragen, zum Beispiel die Fähigkeit zu lieben. Sind Demenzerkrankte dafür noch empfänglich?

IBK: »Ich habe dich gern.« Diese Form der Liebe ist ungefiltert vorhanden. Einer meiner Patienten wurde vom Vater schwer gezüchtigt, er war Major, nachher hat er mit Waffen gehandelt, seine Frau und er haben kaum eine zärtliche Beziehung gelebt, trotz mehrerer Kinder. In der Demenz trat plötzlich eine enorme Zärtlichkeit auf, er hat alle umarmt, wurde so lieb zu jedem. In dieser Phase lebte er aus, was er vorher nie zeigen konnte. Später hat er sich in einem Pflegeheim für Demenzpatienten restlos in eine Patientin verliebt.

HW: Die Ausführungen zeigen mir, dass wir »Gesunden« gegenüber den Demenzerkrankten eine hohe Verantwortung haben, denn was wir ihnen liebend leisten, das kommt an. Das hat einen humanen Sinn, also sind wir aufgerufen, diesen Dienst zu leisten.

IBK: Ja, eindeutig.

HW: Wie steht es mit dem Freien Willen? Philosophisch gesehen ist es sehr wesentlich, dass wir den Freien Willen als die vollkommene Unbestimmtheit dessen akzeptieren, was vor mir liegt. Wenn es nicht unbestimmt wäre, bräuchten wir die Gefühle nicht, nach Lösungen zu suchen. Treffen Alzheimerpatienten noch Entscheidungen?

IBK: Das ist genau das, was sie nicht mehr können. Ab einem gewissen Stadium der Erkrankung gibt es keinen Freien Willen mehr. Sie sind mit Entscheidungsaussprüchen komplett überfordert und benötigen Sicherheiten. Deshalb halte ich es für sehr wichtig, mit diesen Menschen am Anfang der Krankheit offene Fragen wie Testament, Patientenverfügung etc. zu klären.

HW: Wie sagt man jemandem, der jetzt noch bei Bewusstsein ist, dass er das bald verlieren und aus der gemeinsamen Gegenwart kippen wird?

IBK: Der Verlust der zuvor gelebten Beziehungsfähigkeit ist vor allem für die engen Vertrauten sehr schwer zu ertragen, denn die Demenzerkrankten nehmen den Partner nicht mehr gleich empathisch wahr. Das, was Beziehungen ausmacht, das feine Spüren des anderen, das ist einfach nicht mehr vorhanden. Sie spüren auch nicht, warum der andere traurig über die Situation ist. Ganz viele Betroffene haben eine sogenannte Anosognosie (fehlende Krankheitseinsicht), sie nehmen ihre Defizite nicht so wahr wie wir. Positiv könnte man aber auch sagen: Das schützt sie. Die Frau dieses Patienten weiß, dass sie das, was ihn ausmacht, bald verliert, sie verfügt über das prospektive Denken, er jedoch nicht mehr, und das ist sehr schwer zu tragen.

HW: Sie verliert die gemeinsame Biografie. Konrad Lorenz hat eines Tages konstatiert, dass er seine Frau verloren habe. Der Ehemann von Iris Murdoch, der Historiker John Bayley, hat getan, was du empfiehlst, er hat sie nie aus seiner Liebe entlassen. Vielleicht hat er es auch für sich getan, dieses umfassende Lieben, und Iris hat es, so glaube ich, erwidert.

IBK: Das Leben ist nicht mehr so, wie es war, und es wird auch nicht mehr so sein. Hierbei helfen die Gedanken von Pauline Boss enorm, die sagt, der Partner ist zwar ein anderer, es gibt aber Eigenschaften, die nach wie vor liebenswert sind. Für alle anderen Ebenen muss sich der gesunde Partner ein neues Beziehungsnetz aufbauen.

Lesetipps

Pauline Boss | Da und doch so fern. Vom liebevollen Umgang mit Demenzerkrankten | Hrsg. von Irene Bopp und Marianne Pletscher | ISBN 978-3-907625-74-3 → siehe S. 29

Hans Widmer | Das Modell des Konsequenzen Humanismus | Erkenntnis als Basis für das Gelingen der Gesellschaft | ISBN 978-3-907625-64-4



Alzheimer als Metapher für das Vergessen?

Unsere heutige Gesellschaft ist stark geprägt durch Leistungs-, Konkurrenz- und Erfolgsdenken. Immer schneller, noch effizienter sollen die Menschen funktionieren. Gleichzeitig das Handy oder den Computer bedienen und mit dem Gegenüber sprechen – nicht selten begegnet man solchen Situationen. Ein gutes Gedächtnis ist dafür unabdingbar.

Das Gedächtnis ist aber mehr als nur das Wissen, was geschehen ist, was im Moment passiert, was ich mir angeeignet habe. Das Gedächtnis hilft mir, mich in meiner Biografie zu orientieren, auf Erkenntnisse und Erfahrungen zurückzugreifen. Es ist Voraussetzung dafür, dass ich die Zukunft planen kann, mittelfristig, aber auch unmittelbar. Ein Aussetzer des Gedächtnisses verunsichert deshalb zutiefst und bringt uns in Erklärungsnotstand.

Wir alle kennen solche Situationen: Wir werden mit dem Namen angesprochen und können das Gegenüber nicht mehr richtig einordnen. Der Gesprächspartner weist einen darauf hin, dass wir das Gesagte bereits zuvor erzählt hatten. Wir suchen unsere Schlüssel und verzweifeln. »Alzheimer lässt grüssen«, ein Satz, der in Momenten des Vergessens schnell gesagt und gedacht wird. Alzheimer, das Schreckgespenst, vor dem sich alle fürchten. Eben gerade in unserer heutigen Welt, die von Kognition und Rationalität re-

giert wird. Alzheimer, die »Pest dieses Jahrhunderts«? So wurde kürzlich während des G8-Gipfels die Krankheit bezeichnet.

Alzheimer wird damit als Metapher für das Vergessen missbraucht, für das in der heutigen Zeit gar kein Platz vorgesehen ist und das in uns nur Angst stiftet. Was löst das aus bei Betroffenen und Angehörigen, was in unserer Gesellschaft? Wäre es nicht an der Zeit, das Vergessen auch als Erfolgsfaktor anzuschauen? Ohne Vergessen kein Überleben: Unser biografisches Gedächtnis muss vergessen können, damit Platz für Neues entsteht. Unsere Festplatte, so könnte man den Speicher unseres Gehirns auch nennen, muss immer wieder neu formatiert, für

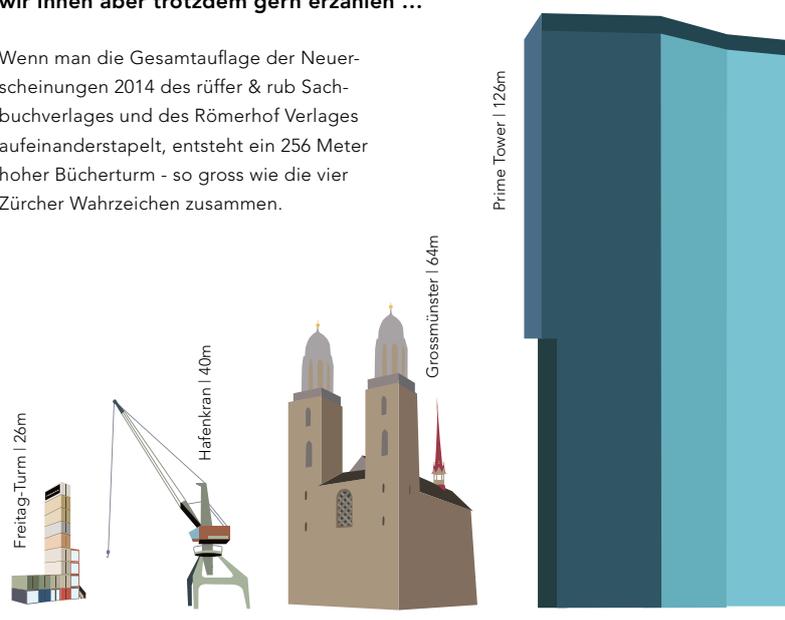
uns Unwichtiges muss gelöscht werden. Die Erfahrung zeigt, dass wir Dinge speichern, die für uns wichtig sind, insbesondere emotional geprägte Ereignisse unseres Lebens. Könnte Vergesslichkeit folglich verstanden werden als eine Einladung dazu, dass wir unser hektisches Leben neu überdenken sollten? Ist es möglich, dass uns die Alzheimererkrankten sogar einen Schritt voraus sein könnten, indem sie im Jetzt, fragmentarisch in der Vergangenheit, aber nicht in der Zukunft leben? Ein Sein in einer anderen Dimension?

Diese fast schon philosophischen Gedanken sollen nicht über die Tatsache hinwegtäuschen, dass eine Demenzerkrankung eine große Herausforderung für die Betroffenen und die Angehörigen ist. Sie wird in Zukunft immer mehr Menschen betreffen. Umso notwendiger ist ein würdevoller Umgang mit den Betroffenen.

Dr. med. Irene Bopp-Kistler, Leitende Ärztin Geriatrie, Stadtspital Waid/ZH

Was Sie bisher noch nicht wissen wollten, wir Ihnen aber trotzdem gern erzählen ...

Wenn man die Gesamtauflage der Neuerscheinungen 2014 des rüffer & rub Sachbuchverlages und des Römerhof Verlages aufeinanderstapelt, entsteht ein 256 Meter hoher Bücherturm - so gross wie die vier Zürcher Wahrzeichen zusammen.



»Beim Lesen guter Bücher wächst die Seele empor«

Um gleich zu Anfang eine der ganz Großen (und eine meiner Heldinnen zu bemühen) – Joan Didion stellt in ihrem gleichnamigen Buch fest: »Wir erzählen uns Geschichten, um zu leben.«

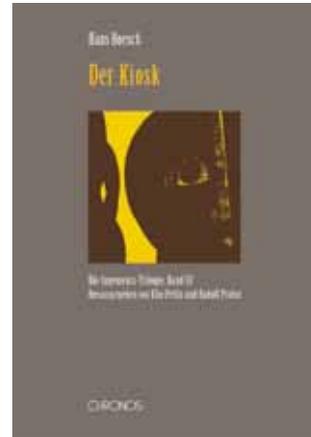
Die ersten wirkungsvollen Geschichten werden uns von Erwachsenen erzählt und vorgelesen, doch je verständlicher wir selbst diese geheimnisvollen Zeichen in einen uns einleuchtenden Zusammenhang bringen können, desto größer ist die Verzauberung über die Welten, die auf Papier beschrieben werden und in unseren Köpfen eine dreidimensionale, un-nachahmliche Lebendigkeit entwickeln. Bücher leuchten Winkel aus und bringen Tatsachen ans Licht – weshalb sie oft genug verboten oder gar vernichtet wurden; sie liefern Fakten, die uns sonst verborgen blieben – und bedrohen damit unrechtmäßig zusammengetragene Imperien und Diktaturen; ihre einzigen Risiken und Nebenwirkungen – Bücher machen uns zu Wissenden und bahnen neuen Ideen einen Weg.

Bücher halten Gedanken fest und geben ihnen eine Gegenwart, die oft in die Zukunft weisen und die bereits eine Vergangenheit in sich tragen – wie beispielsweise Harriet Beechers Roman »Onkel Toms Hütte« aus dem Jahre 1852, der den erklär-

ten Gegnern der Sklaverei überzeugende Argumente gegen die menschenverachtenden Lebensumstände der Schwarzen lieferte. Der einflussreiche Essayist und Historiker Thomas Carlyle (1795–1881) hinterließ das bis heute stimmige Zitat: »In Büchern liegt die Seele aller vergangenen Zeiten.« Vielleicht ist es gerade diese tiefe Wahrheit, die uns zu Büchern greifen lässt, die vom Vater an den Sohn und von der Tante an die Nichte weitergeben werden und die wir nahestehenden Menschen zur Lektüre empfehlen – was die Tatsache belegt, dass gute Bücher zeitlos sind und kein Verfallsdatum kennen.

»Beim Lesen guter Bücher wächst die Seele empor«, konstatierte Voltaire. Und wer schon einmal selbst diese unvergleichliche Erfahrung gemacht hat, dass ihn ein Buch ganz tief zu sich selbst brachte und er beim Umblättern der letzten Seite eine beglückende Gewissheit empfand, dass das Leben noch einiges mit ihm vorhat, der wird dem französischen Aufklärer vorbehaltlos zustimmen.

Was einst »in Stein gemeißelt« wurde, fand seit der Erfindung des Buchdrucks rasend schnell Verbreitung und konnte jederzeit als Beweis angeführt werden – Alexander Solschenizyns »Der Archipel Gulag« erlaubte



Buchtipps von Felix Ghezzi, Stv. Verlagsleiter, Lektor rüffer&rub/Römerhof Verlag

Ein leider auf diese oder andere Art immer aktuelles Thema: »Etwas passt ihnen nicht, wissen wohl selbst nicht, was. Und so müssen sie etwas finden, an das sie ihre Unlust hinhängen können.« Und so wird der behinderte Boos, der an den Rollstuhl gefesselt ist, zum unschuldigen Opfer von Jugendlichen. Seine Aufzeichnungen werden nach dem Mord gefunden. Sie erzählen, wie es zu dieser Tat kam, von dem Innenleben dieses seltsamen Gebäudes, das Spital, Leichenhalle, Fürsorgeamt und Forschungslabor vereint; in dessen Kiosk er arbeitete und ums Leben kam. Und man erfährt von der Liebesgeschichte zwischen Boos und Eva. Ein mal verstörendes und mal sehr zärtliches Buch, und ein großartiger Autor, den es noch immer zu entdecken gibt.

Hans Boesch | Der Kiosk | Hrsg. von Elio Pellin, Rudolf Probst | Chronos | Neuauflage 2007 (1978)

1973 erstmals einen Einblick in das stalinistische Justiz- und Lagersystem und sorgte weltweit für Aufruhr; der Nobelpreisträger von 1970 wurde kurz nach der Veröffentlichung 1974 aus der Sowjetunion ausgewiesen.

Kaum einem anderen Medium gelingt es, uns fremde Welten so nahe zu bringen. Wir reisen im Kopf mit Bruce Chatwin durch die Welt, entdecken mit Joseph Conrad das »Herz der Finsternis«, wir stellen uns in »Fahrenheit 451« an die Seite des tapferen Feuerwehrmanns Guy Montag – die Reihe der Werke, die uns prägen, die uns zum selber Denken anregen und die uns im Gedächtnis bleiben, ließe sich beliebig verlängern. Auch wenn stets eingewendet wird, ein Bild sage mehr als tausend Worte, so bleibt doch die Feststellung, dass man auch ein Bild »lesen« muss, um zu verstehen, was es uns zu sagen hat.

Dass Bücher eine heilsame Wirkung besitzen, wird niemand ernsthaft bestreiten, öffnen sie uns doch den Zugang zu Wissen und Erfahrungen – und sollten eigentlich von Ärzten mit einem Facharzttitel in Literatur verschrieben und von den Krankenkassen übernommen werden. Als wahre Meister seien in dieser Hinsicht Paul Watzlawick und Oliver Sacks angeführt, deren Worte den Horizont von Millionen Menschen auf der ganzen Welt maßgeblich erweitert haben. Und wer die »Anleitung zum Unglücklichsein« von 1973 einmal gelesen hat, wird sich stets daran erinnern, wenn er sich beim Jammern über das ihm böse gesinnte Schicksal selber auf die Schliche kommt.

Mit seiner bildreichen Sammlung von Patientengeschichten unter dem Titel »Der Mann, der seine Frau mit einem Hut verwechselte« vermittelte Oliver Sacks nicht nur Verständnis für das Innenleben von Menschen mit neuro-psychiatrischen Störungen, die aus der sogenannten Normalität gefallen sind, es gelang ihm damit auch, das Thema »gesellschaftsfähig« zu machen. Dass daraus gar eine Oper entstand, ist beredtes Beispiel dafür.

Als Vorreiterin dieses Genres darf Joanne Greenberg nicht fehlen, die 1964 den stark autobiografischen Roman »Ich habe dir nie einen Rosengarten versprochen« veröffentlichte. Darin erzählt sie die Geschichte einer Jugendlichen, die an Schizophrenie erkrankte und die von der in der Schizophrenie-Behandlung wegweisenden Therapeutin Frieda Fromm-Reichmann auf dem Weg der Heilung begleitet wurde.

Mit einem guten Buch zur Seite können wir uns den großen Fragen des Lebens zuwenden, denn in ihnen finden wir einen reichhaltigen Schatz, den talentierte, ja begnadete Dichter und Denkerinnen für uns gehoben haben. Und nicht umsonst steht in den Werken von Dostojewski, Goethe, Thomas Mann oder auch der Bibel der Stoff, aus dem auch das eigene Leben gewoben ist. Doch braucht es nicht nur die großen Namen aus vergangener Zeit, gerade heutige Autoren teilen mit uns Lesern ihre Gedanken über aktuelle Themen, selbst wenn sich diese am Ende als ewig gültig erweisen. Ob wahre Freund-



Buchtipps von Schriftsteller Matthias Politycki. Zu seinen bekanntesten Werken gehören »Weiberroman«, »In 180 Tagen um die Welt« sowie aktuell »Samarkand. Samarkand«.

Vor Jahren stieß ich auf die Gedichte von Hellmuth Opitz, und ich war froh, mit diesem Frauenflüsterer par excellence meinen Glauben an die Gegenwartsliteratur wiedergefunden zu haben. Vor Jahren lernte ich Johannes Nawrath kennen, einen Hamburger Maler, und ich war froh, mit diesem Landschaftsflüsterer par excellence meinen Glauben an die Gegenwartskunst wiedergefunden zu haben. Beide blicken sehr genau auf die Dinge und die Welt, beide bringen sie in großartig schnörkelloser Weise auf den Punkt. Vielleicht war es nur eine Frage der Zeit, dass die beiden zueinanderfinden mussten. Im Herbst 2013 haben sie ein kleines Bändchen zusammen gemacht, und es hat mir, jawohl, meinen Glauben an illustrierte Lyrikbände zurückgegeben. Eine ohrenbetäubende Stille herrscht darin; wenn man die korrespondierenden Doppelseiten nah genug ans Ohr hält, »kann man es hören: dieses Tickern / der in ihrem Innern wie irre / kreiselnden Kompassnadeln«.

Hellmuth Opitz, Johannes Nawrath | Aufgegebene Plätze. Verlorene Posten Hamburg (Privatdruck) 2013 | hellmuth-opitz.de | www.johannes-nawrath.de



Claude Portmann ist Verleger des Portmann Verlags und der Edition Hü & Hott in Erlenbach/ZH.

Bücher über die essenziellen Fragen des Lebens für Kinder zu machen ist anspruchsvoll. Für Claude Portmann sind diese Art Bücher absolut notwendig, weil er Kinder ernst nimmt.

Warum haben Sie sich entschieden, dieses Buch in ihrem Verlag zu publizieren?

Bei der Auswahl neuer Titel stelle ich mir immer die Fragen: Braucht es dieses Buch, vermittelt es etwas Neues, und gibt es bereits Literatur zu dem Thema? Literatur zum Thema gibt es, jedoch nicht in Form eines Kinderbuches. Aus eigener Erfahrung als Vater weiß ich, dass Tod und Sterben bei Kindern diffuse Ängste und Fragen auslösen können. Das Sterben gehört zum Leben, manchmal eben auch bei Kindern.

Wem würden Sie dieses Buch empfehlen?

Eltern, Lehrern, Kindergärten, Tagesstätten, Bibliotheken, Krankenhäusern, die Liste ließe sich beliebig fortsetzen. Beileibe nicht nur direkt Betroffenen, ich betrachte es vielmehr als Aufgabe von uns »Großen«, auch »schwierige« Themen in die Erziehung der Nachwachsenden zu integrieren.

Welche Einsichten haben Sie für sich selbst daraus gewinnen können?

Dass sich der Tod schlecht verkauft ... Trotz der feinfühligsten Geschichte Ingeborg Rotachs, (die für ein anderes Buch auch schon den Jugendbuchpreis gewonnen hat) bleibt das Tabu in den Köpfen der potenziellen Käuferschaft. Wer schenkt seinem Enkel, Neffen, Patenkind etc. schon ein Buch über das Sterben zum Geburtstag – wenn nebdran Berge kunterbunter »Heile Welt« zur Auswahl stehen? Trotzdem (oder gerade deswegen) wird es in der Edition Hü & Hott auch weiterhin solche Bücher geben, weil sie wichtig sind und weil Kinder ernst zu nehmen sind.

Ingeborg Rotach | Weil ich doch sterben muss | Illustriert von Lena Eriksson
Edition Hü & Hott | 2012

www.cfportmann.ch
www.hueundhott.ch

schaft und Liebe, ob glückliche Zufälle oder verpasste Chancen, Leben und Sterben, ob Neid und Zerstörung oder Demut und Aufrichtigkeit – für jede wirklich relevante Frage finden sich kluge Bücher von Menschen, die eine weiterführende, das eigene Denken und Handeln inspirierende Antwort anzubieten haben.

Dies spiegelt sich nicht zuletzt in den Listen über Bücher, die ehrbare Medien immer mal wieder erstellen. »Die Zeit« erhob von 1978 bis 1980 eine Bibliothek der 100 Bücher und stellte je eines wöchentlich vor. Die BBC hatte 2003 ihre Zuschauer in großer Zahl abstimmen lassen und so eine Liste der 100 wichtigsten Bücher erstellt. Die französische »Le Monde« hat zunächst die 200 wichtigsten Bücher der Weltliteratur des 20. Jahrhunderts durch eine Expertenkommission bestimmen lassen und unter diesen dann eine Leserabstimmung über die 100 Bücher des Jahrhunderts durchgeführt. Interessant ist, dass auf allen drei Listen teilweise die gleichen Bücher respektive Autoren auftauchen, wenn auch auf unterschiedlichen Plätzen. Lässt sich daraus schließen, dass Deutsche, Franzosen und Engländer einen vergleichbaren Lesegeschmack haben? Möglicherweise. Vielleicht besteht jedoch die einzige wesentliche Aussagekraft darin, dass Bücher die Menschen bewegen. Und wer per se nicht viel von »Best of«-Listen hält, der möge sich zumindest den Spaß erlauben, die Listen im Internet anzuschauen und

sich verblüffen zu lassen, wer dort zu finden ist. Und vor allem, wer fehlt.

Nicht selten verlangt es verlegerischen Mut, komplexen Themen einen Platz im Programm zu geben, vor allem dann, wenn es sich um die »letzten Fragen« handelt. Stellvertretend für viele sei auf eines dieser kostbaren Bücher an dieser Stelle hingewiesen: »Weil ich doch sterben muss« (siehe auch S. 16).

Die Autorin Ingeborg Rotach erzählt herzerwärmend von der etwa 12-jährigen Salome, die durch den Tod eines Klassenkameraden zutiefst verunsichert wird; es ist zugleich ein Buch vom Leben, das man wunderbar zusammen mit Kindern lesen kann. Eine ähnliche Leseerfahrung vermittelt die eingangs erwähnte Joan Didion mit »Das Jahr magischen Denkens«, darin berichtet sie davon, wie man mit einem tragischen Verlust umgehen und nach einer Weile dennoch das Leben bejahren kann.

Gute Autorinnen und Autoren sind geschickte »Ureinwohner von Hameln«, und wie gern lassen wir uns doch von ihnen einfangen! Bei einigen von ihnen erweisen wir uns lebenslang als glühende Verehrer, egal, ob das Innenleben ihrer neuesten Bücher stets das hält, was auf dem Umschlag versprochen wird. Einer der Ersten, der mich derart in seinen Bann zog und trotz des elterlichen »Licht-aus«-Befehls zu nächtelanger Lektüre beim Schein der Taschenlampe verführte, hieß Karl May. Die Wirkung: Ich wollte tapfer und furchtlos sein wie Winnetous schöne Schwester Nscho-tschji;

das hat nicht funktioniert – ich war hellhaarig und hatte zu viel Angst vor Pferden. Nachdem ich in einem Atlas der väterlichen Bibliothek die Geschichte von Atlantis entdeckt hatte, wollte ich dieses sagenumwobene Inselreich aufspüren, das wir Kinder im sechs Kilometer von Zuhause entfernten Baggersee vermuteten; daraus wurde nichts, weil meine Sehschwäche eine Brille verlangte, und beim Unterwasserkampf gegen übermächtige Seeungeheuer ist wohl nichts hinderlicher als Brillengläser von der Dicke einer Fanta-Flasche.

Danach änderte ich meine Taktik, oder vielmehr Herr Möth-rath, Deutschlehrer an der Dürer-ner St. Angela-Schule der Ursulinen, belohnte meinen ersten fantasievollen Aufsatz mit der Höchstnote und eröffnete mir damit die Möglichkeit, mir meine eigene Welt der Abenteuer zu formen, in der ich Gestalterin wie auch gleich noch Hauptakteurin sein konnte. Die Liebe erwies sich als dauerhaft und hält bis heute an, inzwischen habe ich gar einen Beruf daraus gemacht und widme mich als Verlegerin der Aufgabe, eine verlegerische Heimat für Autoren zu gestalten, damit ihre wichtigen Bücher zu relevanten Themen unserer Zeit ihre Wirkung entfalten können.

Anne Ruffer



Lesetipp von Margrit Sprecher,
Autorin, Publizistin

»Lesen Sie Tucholsky!«, riet mir Roman Brodmann, mein erster Chefredaktor. Damals siezte man sich auf Redaktionen noch.

Tucholsky lehrte mich nicht nur das präzise Schreiben. Er rettete mich auch aus vielen journalistischen Notlagen. Wenn es an jener Innenanspannung fehlte, die man zum Schreiben braucht – eine Seite Tucholsky half. Wenn die Batterie leer war – Tucholsky lud sie wieder auf. Wenn der Artikel nur heruntergeschmiert schien – Tucholsky zeigte, woran's lag.

Letzthin hab ich ihn wieder gelesen. Seine messerscharfen Sätze haben nichts von ihrer Frische eingebüßt. Im Gegenteil. Schonungslos deckt er auf, wie viel Geschwurbel es heutzutage gibt. Jetzt liegt der Tucho wieder auf meinem Nachttisch. Er wird lange dort bleiben.





Lesetipp von Sandra Iseli, Leitung
Presse rüffer&rub/Römerhof Verlag

Alfred Döblins Erzählung begleitet mich seit 15 Jahren. Beinahe wöchentlich werde ich an das scheinbar sinnlose Unkrautgemetzelt des Protagonisten Michael Fischer erinnert: Alltäglich begegnet es mir in der sich irrational zuspitzenden Rage, die, wie bei Fischer, bald darauf in ein schlechtes Gewissen mündet, das ebenso unvernünftig dann in der Verehrung eines stellvertretenden »Unkrauts« ad absurdum geführt wird.

Diese Erzählung hält mich immer wieder an, meinen Verstand zu nutzen und den Überblick nicht zu verlieren.

Alfred Döblin | Die Ermordung einer Butterblume: Gesammelte Erzählungen | Frankfurt a.M. | 2013



Lesetipp von Saskia Noll, Art Director
rüffer & rub/Römerhof Verlag

Die »Reportagen« erzählen von ergreifenden Schicksalen, aber auch kleine, delikate Geschichten an Nebenschauplätzen. Mit einer Vielfalt an Schreibstilen wird von erstaunlichen Realitäten aus jedem Winkel der Erde berichtet. Mich begeistern diese wahren Geschichten, die mit einem Minimum an Worten auskommen, aber von einer beeindruckenden Wortvielfalt sind. Kurz werde ich in eine fremde Welt hineingesaugt, die mich meist nachdenklich, manchmal belustigt zurücklässt. Und das Highlight ist die typografische und grafische Gestaltung mit verschiedensten Illustrationen, die weniger bebildern, sondern ein eigenes Statement abgeben.

Monatlich erscheinendes Magazin
<http://reportagen.com/magazin>



Lesetipp von Angelika U. Reutter,
Master in Psychologie M.A., Autorin
von »Frauen mit Idealen«, rüffer &
rub 2001, »Plädoyer für die Seele«,
Edition Erdenklang 2013

Mich hat die Biografie von Rudolf Steiner (1861–1924) berührt und ermutigt, meinen eigenen Weg zu gehen. Dieser Lebenslauf eines Menschen, der trotz Kritik, Anfechtungen und schweren Schicksalsschlägen sich selber und seinem seelisch-geistigen Menschenbild treu geblieben ist, zeugt davon, dass in der heutigen Zeit eine spirituelle Psychologie notwendig ist, die den ganzheitlichen Menschen sieht, versteht und interdisziplinär zur individuellen und menschheitlichen Entwicklung beiträgt.

Rudolf Steiner | Mein Lebensgang | R.
Steiner Nachlassverwaltung, Dornach
1925

Spezifische Kompetenzen für besondere Bedürfnisse

*»Es kommt im Leben nicht
darauf an, was du austeilen
kannst. Es geht darum,
was du einstecken kannst und
ob du wieder aufstehst.«*



Silke Bargemann, 42 Jahre alt.

Brustkrebs ist mit über 30% Anteil die häufigste Krebserkrankung bei Frauen. Um den Bedarf an umfassender Gesundheitsversorgung zu decken, entwickelte sich in den 1980er-Jahren in England die Spezialisierung zur Breast Care Nurse. Im Laufe der Zeit etablierte sich das Berufsbild in Australien, Skandinavien und auch in den USA. Als die Eusoma (European Society of Mastologie) im Jahr 2000 die Qualitätsrichtlinien mit rund 100 Kriterien für zertifizierte Brustzentren entwickelte, wurde unter anderem auch das Angebot einer spezialisierten Pflege für die von Brustkrebs betroffenen Frauen integriert.

Die erfahrene Breast Care Nurse und Vizepräsidentin des Schweizer BCN-Verbandes Irene Brenneisen spricht über ihre Funktion als Ratgeberin und Ansprechperson der Betroffenen.

Was gab für Sie den Ausschlag, sich als Breast Care Nurse ausbilden zu lassen?

In meiner Tätigkeit als Onkologie-Pflegefachfrau realisierte ich, dass sich die betroffenen Patientinnen in der Betreuung und Begleitung mit ihren Fragen, Ängsten und Bedürfnissen oft stark alleingelassen fühlen. Der Bedarf nach einer Ansprechperson, an die sie sich mit ihren Fragen, Sorgen und Nöten wenden und so Sicherheit und Vertrauen gewinnen können, war für mich offensichtlich. Um Menschen in solchen Situationen professionelle Unterstützung anzubieten, habe ich deshalb diverse Weiterbildungen im Coaching-Bereich absolviert. Als Onkologie-Pflegefachfrau war es naheliegend, mich auf an Brustkrebs erkrankte Patientinnen zu konzentrieren und ihnen so als dafür ausgebildete Beraterin durch diese schwierige Zeit zu helfen. Frauen mit Brustkrebs und deren Angehörigen entwickeln spezifische emotionale, informationsbezogene und psychische Bedürfnisse. Um diesen gerecht zu werden, bedarf es spezifischer Kompetenzen, die eine Breast Care Nurse mitbringt.

Wie können Sie den Patientinnen konkret helfen?

Kürzlich fragte mich eine Patientin, ob sie mit ihren Kindern über ihren Brustkrebs reden solle und wenn ja, wie sie das angehen könnte. Eine solche Frage kann man nicht allgemein beantworten, sondern man muss auf die (familiären) Hintergründe eingehen. Im Gespräch erhielt die Patientin den notwendigen Raum und die Gelegenheit, um über ihre Wünsche, Bedürfnisse

und Ängste offen zu sprechen. Dabei stellte sich heraus, dass sie mit ihren Kindern reden wollte, gleichzeitig befürchtete sie, diese zu überfordern. Sie hatte den Wunsch, ihre Kinder zu schützen und den Alltag weiterhin so normal wie möglich zu gestalten.

Ich konnte der Patientin versichern, dass sie mit diesen Gefühlen und dem erlebten Dilemma nicht allein ist und dass eine Krebsdiagnose wirklich die ganze Familie betrifft. Kinder spüren genau, dass plötzlich alles anders ist. Untersuchungen zeigen, dass die Belastung der Kinder ansteigt, wenn sie nicht oder nicht richtig informiert werden. Der erhsehnte Schutz der Kinder durch das Verschweigen der Krankheit bewirkt bei diesen das Gegenteil. Im weiteren Verlauf der Beratung ging es darum herauszufinden, welche Unterstützung die Patientin braucht und wie sie das Gespräch mit den Kindern führen möchte. Als Ergänzung konnte ich ihr Kinderbücher zum Thema Brustkrebs mitgeben.

Eine andere Patientin hatte während den Therapien große Angst, ihre Selbstbestimmung und Eigenständigkeit zu verlieren, vor allem gegenüber ihrer Mutter. Diese hatte ihre Tochter im Verlaufe der Behandlung mit ihrer Überfürsorge beinahe erdrückt und ihr alles abgenom-

Breast Care Nurses (BCN) sind spezialisierte Pflegefachfrauen, die sich um die Informationsvermittlung, Beratung und Begleitung von Brustkrebspatientinnen kümmern. 2011 wurde in der Schweiz der Verband der Breast Care Nurses gegründet, um Aufgaben und Standards des Berufszweigs – in Zusammenarbeit mit Senologen (Brustspezialisten) und der Krebsliga – einheitlich zu definieren.

Die Weiterbildung zur BCN kann in der Schweiz an der ZHAW (Zürcher Hochschule für angewandte Wissenschaften in Winterthur) absolviert werden. Zu dieser Ausbildung zugelassen sind diplomierte Pflegefachpersonen im onkologischen Fachbereich, im Management oder in der Bildung sowie diplomierte Fachpersonen anderer Berufsgruppen im Gesundheitswesen. Die Beratungsgespräche mit einer Breast Care Nurse werden in der ambulanten Tätigkeit über die Krankenkasse abgerechnet, im stationären Bereich sind sie Teil der Krankenhaus-Pauschale.

Weiter Informationen unter:
www.breastcarenurse.ch

»Der Krebs hat mich nicht verändert. Wenn etwas mit mir passiert ist, dann höchstens, dass ich noch gelassener, souveräner und stolzer geworden bin.«



Petra England, 49 Jahre alt.

»Gott, gib mir die Gelassenheit, Dinge hinzunehmen, die ich nicht ändern kann, den Mut, Dinge zu ändern, die ich ändern kann, und die Weisheit, das eine vom andern zu unterscheiden.«



Brigitte Pfister, 70 Jahre alt.

men, was sie früher selbst erlitten hatte. Die Patientin fühlte sich durch ihre Mutter mehr und mehr entmündigt und entwickelte ihr gegenüber Aggressionen.

Im Gespräch analysierten wir, was die Ursache für das Verhalten der Mutter sein könnte. Wir kamen zum Schluss, dass sich die Mutter in dieser Situation hilflos fühlt, und es gleichzeitig ihr großer Wunsch ist, für die Tochter da zu sein. Die Tochter

konnte nach dem Gespräch die Motivation der Mutter nachvollziehen und sich damit aussöhnen. Sie konnte auch erkennen, dass sie während der Therapie tatsächlich auf Unterstützung Dritter angewiesen ist und Hilfe von Bekannten annehmen darf. Mit der Abgabe eines Gutscheineftes (daraus können Gutscheine für Ausflüge, Hilfe im Haushalt oder Unterstützung mit den Kindern entnommen werden, die man gerne mit oder für die

Patientin machen möchte) – das ich entworfen habe – erhielt die Patientin eine Möglichkeit, wie sie in ihrem Umfeld die gewünschte Unterstützung selbstbestimmt anfragen kann. Als die Mutter sah, dass ihre Tochter die Hilfe auch von anderen Menschen bekam, konnte sie sich ihrerseits etwas zurücknehmen. Dadurch entspannte sich die Beziehung zusätzlich.

Welche Rolle nehmen Sie bei der Behandlung ein?

Für die betroffenen Frauen bin ich die Ansprechperson, die sie jederzeit aufsuchen können. Während des gesamten diagnostischen und therapeutischen Prozesses biete ich ihnen Unterstützung und Beratung und beziehe dabei die körperlichen, psychischen und sozialen Faktoren mit ein. Als Breast Care Nurse berate ich die Patientinnen und deren Angehörigen nicht nur rund um die Erkrankung und den Gesundungsprozess, sondern auch bei damit verbundenen Themen wie Sexualität, Körperbildveränderungen, Schönheit, Familie und viele mehr. Ich übernehme außerdem eine zentrale Rolle in der Sicherstellung der Koordination von Behandlung und Pflege. Auch nach beendeter Therapie betreue, berate und unterstütze ich die Pa-

tientinnen und bleibe Ansprechpartnerin für ihre Fragen und Anliegen.

Arbeiten Sie selbständig, oder sind Sie Teil eines Pfllegeteams in einer Klinik?

Als Breast Care Nurse und Onkologie-Pflegefachfrau gehöre ich zum Kernteam des Brust-Zentrums. Ich arbeite im Team mit den Ärzten und anderen Onkologie-Pflegefachfrauen sowie einer zweiten Breast Care Nurse. In der Beratung und im Coaching arbeite ich selbständig; medizinische Fragen und Behandlungen erfolgen jedoch in Absprache mit den Spezialisten des interdisziplinären Teams aus Senologen, Chirurgen, Onkologen, Radiologen, plastischen Chirurgen und Psychoonkologen.

> mehr zum Buch S. 29

»Die Diagnose Brustkrebs zerschlägt Altes, bringt eine gewachsene Ordnung durcheinander und beraubt uns der Illusion einer andauernden Sicherheit und lebenslangen Unversehrtheit. Hier scheint eine Kraft zu wirken, die wir in der ersten Aufregung meinen, nicht überstehen zu können; aber gerade weil sie so gewaltig ist, hat sie auch das Potenzial, eine Kraft zu werden, die sich den anstehenden Veränderungen stellt und den Wandel möglich macht.« Teelke Beck

Irene Brenneisen, geboren 1965, ist Pflegefachfrau mit Schwerpunkt Onkologie. Sie hat sich zur Breast Care Nurse ausbilden lassen; seit 2007 arbeitet Brenneisen im Brust-Zentrum Zürich und begleitet Frauen mit Brustkrebs. Zusammen mit der Gynäkologin und Brustchirurgin Dr. Teelke Beck, Ärztin am Brust-Zentrum Zürich, hat sie ihre Erfahrungen zusammengetragen. Entstanden ist das erste Buch über die Zeit nach der Therapie, das mit Interviews betroffener Frauen (S. 19–22) und verschiedenen Essays einfühlsam Wege »nach Brustkrebs« aufzeichnet.

Was Sie bisher noch nicht wissen wollten, wir Ihnen aber trotzdem gern erzählen ...

Wenn man alle 89 Bücher des rüffer & rub Sachbuchverlags und des Römerhof Verlags (total 24 706 Seiten) am Stück lesen würde, bräuchte eine durchschnittliche Leserin oder ein Leser ca. 19 Tage und 23 Stunden.* Wie lange das Verlagsteam bräuchte, sehen Sie nebenan.

Falls Sie drei Ferienwochen noch mit anderen Aktivitäten als Lesen verbringen möchten, empfehlen wir Ihnen unsere Neuerscheinungen 2014. Dafür reichen rund 43 Stunden.

	Felix Ghezzi Lektor 19 Tage 17 Stunden	Selina Stuber Assistenz Lektorat 14 Tage 10 Stunden	Saskia Noll Art Director 11 Tage 19 Stunden
Anne Rüffer Verlegerin 15 Tage 5 Stunden			
			
	Laila Defelice Grafikerin 15 Tage 7 Stunden	Sandra Iseli Presse 11 Tage 17 Stunden	Petra Passeraub Assistenz Presse 16 Tage 17 Stunden

* gemäss <http://de.wikipedia.org/wiki/Lesegeschwindigkeit>

»Persönliches Wachstum auf fremdem Boden«



Der Verein Crescenda bildet seit zehn Jahren Migrantinnen zu Unternehmerinnen aus. Das Crescenda-Modell setzt auf die soziale und berufliche Integration und richtet den Fokus auf die Fähigkeiten und das Wissen der Migrantinnen. Ein Gespräch mit Dr. Béatrice Speiser, Gründerin von Crescenda.

FAKTEN

2004 Gründung von Crescenda

2005 Durchführung des Pilotkurses

2007 Schweizerischer Integrationspreis

2008 Eduqua-Zertifizierung

Über 60 Unternehmen wurden gegründet und weitere Erfolgsgeschichten wie beispielsweise erstmalige Stellenantritte oder Beförderungen initiiert.

Was hat Sie veranlasst, Crescenda zu initiieren?

Ich habe in den 1990er-Jahren Frauenprojekte in Indien besucht und dabei die Bedeutung der Einfrau-Unternehmen kennengelernt. Etliche Jahre später habe ich während eines Abendessens mit einer Kollegin überlegt, weshalb diese Erfahrungen nicht situationsadäquat für die hiesigen Integrationsbemühungen fruchtbar gemacht werden. Aus diesen Überlegungen ist schließlich Crescenda entstanden.

Warum richtet sich Crescenda ausschließlich an Migrantinnen?

Migrantinnen befinden sich durch ihre Einwanderung in einer speziellen Lebenssituation. Oftmals werden ihre Diplome nicht anerkannt, sie fühlen sich vom veränderten sprachlichen, kulturellen und regulatorischen Umfeld verunsichert und leben weit weg von ihrer Herkunftsfamilie. Häufig bekunden eingewanderte Frauen vor allem in den ersten Jahren Mühe, sich ein neues – informelles wie auch formelles – Netzwerk aufzubauen. Wenn sie sich zudem in der schwierigen Situation einer Scheidung oder einer Trennung befinden, verschärft sich ihre berufliche und sozial isolierte Lage noch. Nicht selten sind schließlich gesundheitliche Beeinträchtigungen die Folge dieser Abwärtsspirale.

Weil es außerdem wissenschaftlich erhärtet ist, dass Frauen anders – weniger risikofreudig – an die Gründung eines Unternehmens herangehen als Männer, ist es sinnvoll, ein Angebot zu haben, das sich ausschließlich an Migrantinnen richtet.

Inwiefern hat sich Ihre Perspektive nach zehn Jahren verändert?

Ich habe erst im Laufe dieser zehn Jahre die tiefere Problematik rund um das Thema »Migrantinnen und Erwerbstätigkeit« wirklich in ihrer ganzen Komplexität verstanden. Meine Perspektive hat sich in diesen Jahren nicht geändert, doch ich habe mehr und mehr die Wichtigkeit eines umfassend gelebten Potenzialansatzes, einer eigentlichen Empowerment-Philosophie erkannt.

Welche Bedeutung hat Arbeit für Migrantinnen?

Zunächst einmal hat Arbeit für Migrantinnen genau die gleiche vielfältige Bedeutung wie für Einheimische. Hinzu kommt allerdings ein sehr wesentlicher integratorischer Aspekt: Arbeit bedeutet und bewirkt Partizipation an der hiesigen Gesellschaft!

Warum favorisieren Sie die Selbstständigkeit gegenüber einem Angestelltenverhältnis?

Ich favorisiere keineswegs generell und in jedem Fall die Selbst-

ständigkeit. Es ist bloß so, dass aufgrund der speziellen Situation der Migrantinnen – insbesondere mangelnde Diplomanerkennung, sprachliche und kulturelle Unsicherheiten oder auch die spezifische familiäre Situation – eine selbständige Erwerbstätigkeit die beste, wenn nicht die einzige Möglichkeit bildet, die eigenen Ressourcen im hiesigen Erwerbsleben zur Entfaltung zu bringen. Wir haben außerdem die Erfahrung gemacht, dass das Ziel einer Unternehmensgründung, gerade für traumatisierte Flüchtlinge, oftmals ein entscheidender Antrieb sein kann, sich wieder vermehrt der Zukunft zuzuwenden und das eigene Leben in die Hand zu nehmen.

Zudem bin ich davon überzeugt, dass eine umfassende, individuell abgestimmte, aber in einer Gruppe stattfindende Vorbereitung für eine Unternehmensgründung immer auch ein Integrationsprozess ist: im Erfahren um die sich erweiternde Handlungsfreiheit, im sich Austauschen mit »Schicksalsgenossinnen« und im Erleben, dass persönliches Wachstum auch auf fremdem Boden stattfinden kann.

Was funktioniert gut und wo bedarf es eines Umdenkens innerhalb der gesellschaftlichen Rahmenbedingungen für die Berufstätigkeit von Migrantinnen in der Schweiz?

In vielen Bereichen hat sich in den letzten Jahren eine positive Entwicklung gezeigt: So hat sich der Fürsorgestaat zu einem aktivierenden Sozialstaat gewandelt, die Ausländerpolitik entwickelte sich zu einer Integrationspolitik, und in der Arbeitswelt ist die Bedeutung der Berufsbildung erkannt worden. Wünschenswert wäre es in einem nächsten Schritt, in allen drei Bereichen eine umfassende und

konsequente Verwirklichung des Potenzialansatzes anzustreben.

Im Grunde genommen leben wir in einer paradoxen Situation: Während wir regelmäßig ganz gezielt Fachkräfte aus dem Ausland beiziehen, weil es an entsprechend Qualifizierten im Inland mangelt, betrachten wir die bereits hier wohnhaften Ausländer oftmals durch eine skeptische, kritische Brille. Es heißt dann, die sprachlichen Fertigkeiten genügen nicht, die Ausbildung im Ausland sei nicht gleichwertig mit einer inländischen und vieles mehr.

Schließlich ist festzustellen, dass zahlreiche Migrantinnen

gemäß »offiziellen« volkswirtschaftlichen und insbesondere arbeitsmarktrelevanten Erhebungen nicht existent sind. Sie werden es erst, wenn sie arbeitslos oder gar von der Sozialhilfe abhängig sind, also wenn die Abwärtsspirale bereits begonnen hat.

Wäre es da nicht viel klüger, insbesondere auch aus volkswirtschaftlichen Überlegungen, diesen Menschen frühzeitig auf Augenhöhe zu begegnen und sie dahingehend zu unterstützen, dass sie ihre vielfältigen Ressourcen möglichst adäquat im hiesigen Erwerbsleben einsetzen können?



Sine Diagne Jeanneau, Senegal, Leiterin des Hospitality-Bereiches von Crescenda

Mit offenem Blick auf das Potenzial



Ginette Huwiler, Haiti, Wirtin

Dem Begriff der »Migrantin« haftet häufig eine negative Konnotation an. Die stereotypen Vorstellungen über eingewanderte Frauen treten tagtäglich auf: niedrig qualifiziert, bildungsfern, arm. Wir glauben sie zu kennen, die Migrantinnen, die in der Schweiz leben.

Sie putzen in unseren Haushalten, pflegen in den Spitälern, hüten Kinder und betreuen Betagte, sitzen an den Kassen der Großverteiler, bedienen in den Restaurants, arbeiten im Unterhaltungs- und Sexgewerbe. In Medienberichten und anlässlich politischer Debatten begegnen uns Migrantinnen als Mütter mit kleinen Kindern, eher schlecht gebildet, der Landessprachen unkundig und patriarchalen Traditionen ihrer Herkunftsländer unterworfen.

Nicht zufällig werden erfolgreiche »weiße« Migrantinnen oft nicht über ihre Herkunft, sondern als Berufsfrauen über ihren Leistungsausweis definiert. Frau Professor R., Dozentin an einer Schweizer Hochschule (aus Frankreich), Frau Dr. M., Oberärztin an einem Regionalspital (aus Kroatien), Frau Y., Ingenieurin in einem renommierten Architekturbüro (aus der Türkei) oder Frau S., weltweit bekannte Musikerin (aus den USA) gelten gemeinhin nicht als »Migrantinnen«. Und trotzdem sind auch sie eingewandert und mussten sich mit den hiesigen Verhältnissen auseinandersetzen. Wie alle anderen Zugewanderten auch.

Sind also die Vorstellungen, dass Migrantinnen niedrig qualifiziert, bildungsfern und arm sind, falsch? Ja und nein. Viele Migrantinnen verrichten tatsächlich Arbeiten, die als schmutzig und anstrengend gelten und mit unattraktiven und unregelmäßigen Arbeitszeiten verbunden sind. Es gibt sie, die niedrig Qualifizierten, jene, die der Sprache ihres Wohnorts nicht oder nur teilweise mächtig sind, Migrantinnen, die gerade in der Lebensphase stehen, in der sie als Mütter für kleine Kinder zu sorgen haben, oder Frauen, die mit spezifischen traditionellen Geschlechterrollen ihrer Herkunftsgesellschaft konfrontiert sind.

Die gängigen Bilder, die in der Öffentlichkeit über Migrantinnen kolportiert werden, entsprechen jedoch nur teilweise der Wirklichkeit. Migrantinnen haben unterschiedlichste Biografien, verfügen sowohl über gute wie weniger gute Ausbildungen, sind auch in mittleren und hoch qualifizierten Berufen tätig, sprechen ausgezeichnet Deutsch, Französisch oder Italienisch und noch mindestens eine, wenn nicht zwei weitere Sprachen dazu, sind jung oder alt, befinden sich in verschiedensten Lebensphasen mit und ohne Kinder, orientieren sich an Weltbildern, die als traditionell, aber auch als modern bezeichnet werden können. Kurz: Migrantinnen sind Frauen wie Schweizerinnen auch.

Ein besonders weit verbreitetes Stereotyp ist das der Migrantin als Opfer. Im öffentlichen Diskurs und in der Politik, aber häufig auch in der Forschung werden Frauen im Migrationskontext oft ausschließlich als Opfer gesehen. Sie erscheinen als Problemfälle, unselbständig, passiv, abhängig und wenig integriert. Besonders häufig sind die Vorstellungen, dass Migrantinnen – im Gegensatz zu Schweizerinnen – durch die patriarchalen Traditionen und Strukturen ihrer Familien und Herkunftsgesellschaft unterdrückt würden.

Die ausschließliche Betonung des Opferstatus ist problematisch, weil er den Blick auf die Potenziale von Migrantinnen verstellt. Zahlreiche neue Forschungsarbeiten aus dem Bereich der Sozialwissenschaften zeigen auf, dass migrierende Frauen oft über sehr viel Tatkraft, über große Sozialkompetenz und Energie verfügen, die sie nicht zuletzt mit ihrem Migrationsentscheid und in der Migrationssituation unter Beweis stellen. Diese Kompetenzen werden durch die einseitige Betonung der Opferrolle unsichtbar gemacht, zum Nachteil der Migrantinnen.

Immer öfter wird die traditionelle Siedlungswanderung (definitive Auswanderung mit dem Ziel, sich für immer an einem anderen Ort niederzulassen) durch eine Existenzweise zwischen zwei Staaten abgelöst. Die neuen Transport- und Kommunikationsmöglichkeiten machen es möglich, an mehreren Orten sozial eingebunden zu sein und familiäre, ökonomische, politische und kulturelle Netzwerke grenzüberschreitend zu pflegen. Auch Migrantinnen leben immer häufiger in diesen transnationa-

len Lebensformen. Das kann bedeuten, dass Migrantinnen aus den Philippinen, die als Kindermädchen oder Krankenschwestern in Europa, Kanada oder in den Golfstaaten arbeiten, nicht nur ihren Lohn nach Hause schicken, damit die Kinder zur Schule gehen können, sondern dass sie zugleich täglich per Handy oder über Skype mit ihren Kindern in der Heimat in Kontakt sind und sie im Alltag begleiten.

Die Erkenntnisse zu Frauen in der Migration belegen es: Migrantinnen sind keineswegs nur den herkömmlichen, oft weiblichen Migrationsbiografien zugeschriebenen Arbeits- und Lebensumständen zuzuordnen. Die Lebenslagen von Frauen ohne Schweizer Pass sind mit jenen von einheimischen Frauen vergleichbar, selbst wenn sich für Migrantinnen in vielen Situationen schlechtere und schwierigere Lebensbedingungen feststellen lassen.

Ein unverstellter Blick auf die vielfältigen Realitäten eingewanderter Frauen ist dringend notwendig, um den jeweiligen Situationen migrierter Frauen angemessen Rechnung zu tra-



Krishnabavani Sritharan, Sri Lanka, Tanzlehrerin

gen. Im Bereich Bildung, Arbeitsmarkt, Integration, Migrationspolitik und Gleichstellung kann ein Perspektivenwechsel bei der Wahrnehmung von Migrantinnen dafür sorgen, dass – in Abkehr vom Opferdiskurs – dort angesetzt werden kann, wo Handlungsbedarf besteht: bei vermehrten Bildungs- und Weiterbildungsangeboten.

Simone Prodolliet, Geschäftsführerin EKM, Eidg. Kommission für Migrationsfragen

Olga Gontcharova, Ukraine, Leiterin zweier Integrationsprojekte, eigenes Nähatelier / Joanna Krawczyk, Polen, Deutschlehrerin





Josef Dohmen | Wider die Gleichgültigkeit. Plädoyer für eine moderne Lebenskunst | Aus dem Niederländischen von Bärbel Jänicke ca. 300 S. | Hardcover | ISBN 978-3-907625-72-9 | CHF 38.00 | EUR 32.00 | November 2014

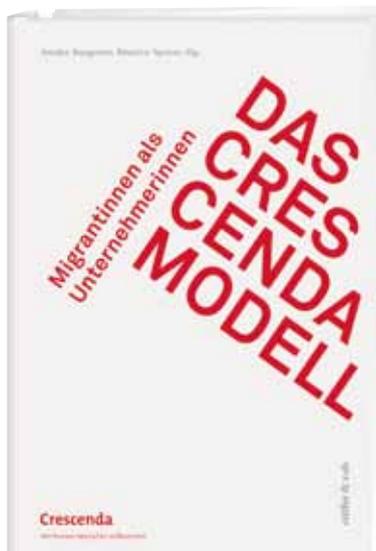
Der Bestseller aus den Niederlanden!

Die philosophische Lebenskunst widmet sich in erster Linie der Selbstfürsorge. Sie will der persönlichen Erfahrung eine Art Einheit bieten, um den Zusammenhang im eigenen Leben zu wahren. In unserer technologischen, vom freien Markt dominierten Zivilisation haben wir uns von einer solchen Kultur, wie sie in der Antike gelebt wurde, weit entfernt. Anhand von Themen wie Authentizität, Glück, Genuss, Haltung, Freundschaft, Zeit oder Selbsterkenntnis gibt der Philosoph Josef Dohmen eine Richtschnur, wie ein moderner Mensch ein gutes Leben im Sinne der Lebenskunst führen kann – wider die Gleichgültigkeit. Er tut dies mit leichter Fe-

der und in Auseinandersetzung sowohl mit klassischen Denkern wie Sokrates, Epikur und Seneca als auch mit den modernen Autoren Montaigne und Nietzsche und zeitgenössischen Philosophen wie Michel Foucault, Wilhelm Schmid oder Peter Bieri.



Josef Dohmen, 1949, ist Professor für Philosophische und Praktische Ethik an der Universität voor Humanistiek in Utrecht, Niederlande. Er studierte Philosophie in Utrecht, Berlin und Leuven (Belgien). Sein Schwerpunkt liegt auf den Themen Lebenskunst, Moralerziehung und Alter. Dohmen schrieb diverse Bücher über Montaigne, Nietzsche, Foucault und die Lebenskunst.



Annika Bangerter | Béatrice Speiser, Hg. Das Crescenda-Modell. Migrantinnen als Unternehmerinnen | 312 S. | Hardcover farbige Abbildungen von Romeo Polcan ISBN 978-3-907625-76-7 | CHF 44.00 EUR 36.80 | August 2014

In ihrem Herkunftsland führten sie ihr eigenes Geschäft, sammelten Erfahrungen als Angestellte und erhielten Diplome von Universitäten und Hochschulen. Sie verfolgten ihre Ziele mit Nachdruck, waren gut vernetzt und führten grösstenteils ein selbstbestimmtes Leben. Ihre Migration veränderte dies grundlegend.

Bei Crescenda – der schweizerweit ersten Entrepreneur-School – sind seit der Gründung 2004 rund 150 Frauen aus ca. 50 Nationen mit verschiedensten Biografien zusammengekommen, um sich in der Schweiz eine neue Existenz aufzubauen. Es sind mutige und starke Frauen, die den grössten Respekt verdienen. Im Gegensatz zu den angelsäch-

sischen Ländern fehlt in der Schweiz eine umfassende Diskussion über die Chancen und Möglichkeiten des »female migrant entrepreneurship«, eine Lücke, die diese Publikation schliesst.



Annika Bangerter, studierte in Basel und London Germanistik, Soziologie und Gesellschaftswissenschaften. Bei Crescenda war sie im Bereich Marketing und Organisation tätig. Sie arbeitet als Journalistin und lebt in Basel.

Béatrice Speiser, Dr. iur. HSG, studierte Rechtswissenschaften und promovierte an der Hochschule St. Gallen. Tätig als selbständige Advokatin und Unternehmerin, VR-Mitglied in diversen Unternehmen und NPOs, Initiatorin/Präsidentin und Dozentin bei Crescenda.

Die Diagnose Brustkrebs verändert das Leben einer Frau: Es beginnt eine Zeit der intensiven Auseinandersetzung mit dem Kranksein, mit sich selber, mit den Behandlungsoptionen. Diese Zeit ist gekennzeichnet durch eine engmaschige Betreuung; Ärzte, Pflegepersonal, Therapeutinnen, Familie und Freunde, sie alle sind unterstützend da. Nach Abschluss der Therapie nimmt diese intensive Betreuung jedoch ein Ende, und viele Frauen empfinden eine große Leere. Für sie ist die Erkrankung nicht einfach vorbei und nicht alles wieder wie zuvor.

Teelke Beck und Irene Brenneisen beschreiben diese wichti-

ge Phase aus Sicht der begleitenden Fachpersonen. Porträts von betroffenen Frauen zeigen individuelle Wege, Ideen und Gedanken und machen Mut, sich den Veränderungen zu stellen und nach dem Brustkrebs einen ganz persönlichen Weg zu finden.



Dr. med. Teelke Beck, Fachärztin für Gynäkologie und Geburtshilfe im Brust-Zentrum Zürich mit dem Schwerpunkt Brusterkrankungen, Brustchirurgie und Komplementärmedizin.

Irene Brenneisen, Pflegefachfrau mit Schwerpunkt Onkologie, ausgebildet zur Breast Care Nurse, mit Weiterbildung in Achtsamkeitstraining und Logosynthese.



Teelke Beck | Irene Brenneisen, Hg.
Vom Anfangen und Weitermachen. Frauen erzählen von ihrem Leben nach Brustkrebs
208 S. | Hardcover | s/w-Abbildungen von Felix Eidenbenz | ISBN 978-3-907625-75-0
CHF 32.00 | EUR 26.90 | September 2014

Eine Demenzerkrankung ist nicht nur für die Betroffenen selbst, sondern insbesondere für die Angehörigen eine starke Belastung. Oft übernehmen sie jahrelang die Pflege einer geliebten Person, die physisch zwar präsent, psychisch aber abwesend ist. Gerade dieser »uneindeutige Verlust«, das »Da-und-doch-so-fern«-Sein, ist schwer zu verkraften. Mit Empathie und didaktischem Geschick geht die Psychotherapeutin Pauline Boss auf die Anliegen der Angehörigen ein und hilft ihnen zu akzeptieren, dass sie nicht alles unter Kontrolle haben müssen und auch negative Gefühle und Trauer zulassen dürfen.

Das Buch hilft Angehörigen dabei, Zuversicht und seelische

Widerstandskraft zu gewinnen, die eigene Trauer und die Widersprüchlichkeit im Leben mit Demenzkranken zu akzeptieren; die Themen »Beziehung« und »Abschiednehmen« werden dabei besonders stark gewichtet.



Prof. em. Dr. Pauline Boss, Familientherapeutin, Universität Minnesota. Sie ist bekannt für ihre Forschung zum Thema Stressreduktion für Familien. | **Dr. med. Irene Bopp-Kistler**, Geriaterin und leitende Ärztin an der Memory-Klinik, Waidspital Zürich. Die Klinik stellt neben dem Demenzkranken die Angehörigen in den Mittelpunkt des therapeutischen Settings.

Marianne Pletscher, Dokumentarfilmerin und Buchautorin, hat über Demenz zwei Dokumentarfilme und ein Schulungsvideo gedreht.



Pauline Boss | Da und doch so fern. Vom liebevollen Umgang mit Demenzkranken
Hrsg. von Irene Bopp-Kistler und Marianne Pletscher | Aus dem Amerikanischen von Theda Krohm-Linke | ca. 200 S. | Hardcover
ISBN 978-3-907625-74-3 | CHF 36.00
EUR 30.20 | Ende September 2014

Wortgewandt wird viel gebellt und wenig gebissen

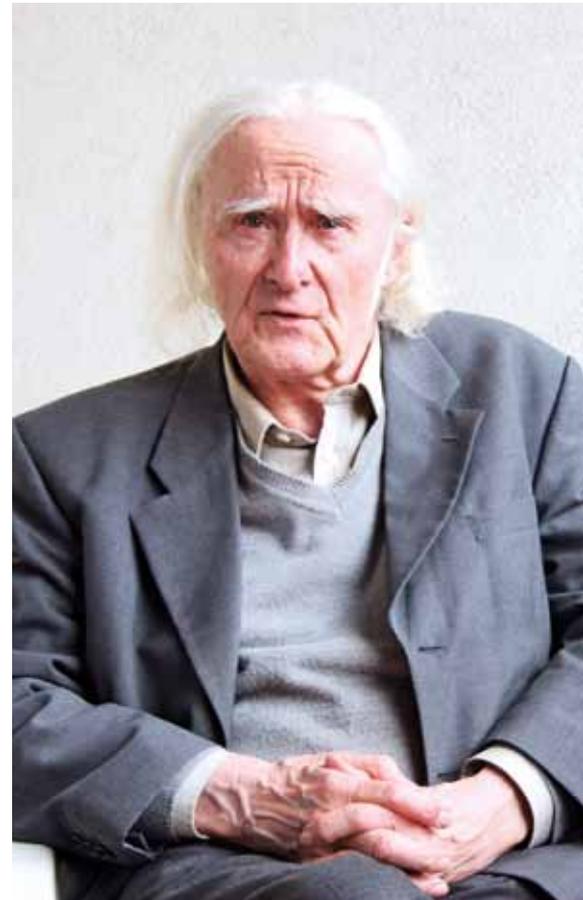
In der englischen Literatur ist P.G. Wodehouse (1881–1975) einer der Großen, wohl allerdings mit der kleinsten Bandbreite: reiner Eskapismus in Vollendung, sein Werk ist pure Unterhaltung. Zu den Verehrern von Wodehouses Romanen gehören so illustre und unterschiedliche Persönlichkeiten wie Queen Elizabeth II., die Rocklegende Sting, Salman Rushdie, J.K. Rowling, Daniel Kehlmann oder der Schauspieler Stephen Fry. Fritz Senn, Leiter der Zurich James Joyce Foundation und profunder Kenner des Werkes, erläutert, wieso der »Vater« von Bertram Wooster und seinem Diener Jeeves zu den inspirierendsten Autoren des 20. Jahrhunderts gehört.

Millionen von Lesern können es nicht bleiben lassen und sind Anhänger einer jederzeit greifbaren Entspannung geworden. Sie nehmen Zuflucht in eine heile Welt in urenglischer Färbung, eine Welt von abgefedernten Schicksalsschlägen. Mit seinen Talenten hat Wodehouse das denkbar Beste erreicht, einen großen Ausstoß des ewig Gleichen. Unter der heiteren Sonne von Wodehouse gibt es nichts Neues. Alle Klischees sind schon da gewesen und vereinigen sich zu einem Perpetuum mobile von erneuerbaren Energien. Alles Voraussehbare wird immer neu gedreht.

Der Witz offenbart beim Wiederlesen immer neue Facetten. Schreiben fiel ihm leicht, er ächzte nicht und stöhnte nicht. Auf die Frage: »Wie, was, wo und wann, vor allem aber wie schreiben Sie?«, wird seine Antwort überliefert: »Ich sitze vor meiner Schreibmaschine und fluche ein bisschen.« Offenbar fielen ihm die Einfälle fast wie von selbst

zu. Dadurch kam er sehr schnell zu Ansehen und Erfolg; in England, in den Theatern von New York und als Drehbuchautor in Hollywood.

Sein eher behagliches Leben wurde im Zweiten Weltkrieg unterbrochen, als er und andere Ausländer, die in Frankreich ein komfortables Dasein führten, von der Wehrmacht verhaftet und in verschiedene Lager gesteckt wurden, was er allen Zeugnissen nach mit erstaunlicher Gelassenheit über sich ergehen ließ. Seine Reputation nahm einen großen Schaden, als er von der deutschen Propaganda entdeckt und für Rundfunksendungen eingesetzt wurde. Er ließ all dies mit sich geschehen, offenbar mit unglaublich naiver und unbedarfter Ahnungslosigkeit und ohne sich je irgendeiner Wirkung bewusst zu werden oder sich die Tragweite seines Tuns auch nur vorzustellen. Selbst als ihm nach dem Krieg das Ausmaß der Verbrechen, und damit die mensch-



lichen Abgründe, nicht mehr entgegen gehen konnte, begriff er nicht, in welchem Zusammenhang er seinen Landsleuten erschienen war, und wunderte sich über die große Welle der Entrüstung in Großbritannien, die im Sommer 1941 ausgelöst wurden durch Aussagen wie: »Ich bin immer noch ein Gefangener, glaube ich, mehr oder weniger. Aber ich lebe hier im Adlon, habe eine Suite im dritten Stock, eine sehr schöne, und kann kommen und gehen, wie ich will. [...] Ich sage ihnen etwas über den Krieg und meine Arbeit, was mich beschäftigt. Ich frage mich, ob die Art Mensch und das England,



Fritz Senn

»Der Witz offenbart beim Wiederlesen immer neue Facetten.«

über das ich schreibe, nach dem Krieg weiterleben – ob England gewinnt oder nicht, meine ich.«

Gleich nach dem Krieg, 1945, verteidigte George Orwell den vermeintlichen Landesverräter gegen Vorwürfe und Missverständnisse und verwies, wie es in Nachhinein so offenkundig scheint, auf seine unbegreifliche Naivität und auch auf seine »konventionelle Morak«. Sie zeigt sich darin, »dass seine Bücher vollkommen frei von Schlüpfrigkeiten sind – ein enormes Opfer für einen Autor, der Possen schreibt. Nicht nur gibt es keine anstößigen Witze, sondern auch kaum anstößige Situationen. Das Mo-

tiv des gehörnten Ehemanns wird fast vollständig vermieden.«

Die Handlungen in Wodehouses Werken sind wie in allen leichten Komödien reichlich gekünstelt und dienen mehr als Gerüst. Eine Inhaltsangabe der jeweiligen Vorgänge wäre unergiebig, der Humor besteht weniger aus Situationskomik, so viel Slapstick auch vorliegt. Wenige Leser werden wohl bei jeder Phase der Verwechslungen und Verstellung die Übersicht behalten, wer sich nun gerade als wer ausgibt und wer nun gerade mit wem nicht wieder verlobt ist. Die Handlungen sind jedoch bei aller Unübersicht-

lichkeit voraussehbar, am Ende wird alles aufgelöst. Nach bekannten Spielregeln muss, wie beim »Tatort« oder beim Märchen, ein Schema ausgefüllt werden. Die Spannung beläuft sich darauf, wie der Autor das ohnehin Erwartete immer wieder hinkriegt. Am Schluss sind alle zufrieden, es geht alles auf, und wer sich auf Glaubwürdigkeit einstellt, hat sich das selber zuzuschreiben. Happy Endings sind garantiert.

Humor ist schon oft – und doch nie so richtig – definiert worden (wenn man ihn gültig festlegen könnte, wäre es wahrscheinlich gar keiner). Ein Cha-

»Wodehouse hat sich einfach gesträubt – mit erstaunlich hoher Trefferquote –, einen langweiligen Satz hervorzubringen.«

rakteristikum ist die Nichtanerkennung der Wirklichkeit. Damit hat nun Wodehouse gar keine Schwierigkeiten, denn Wirklichkeit wird gar nicht erst hereingelassen. Von Plausibilität ist sein Werk kaum je angekränkelt: Seine Komik setzt sich souverän darüber hinweg. Das glückliche Ende kommt bestimmt, man weiß eben nur nicht, auf welche Weise. Die Verlobten finden wieder zusammen, das baufällige Schloss des verarmten Besitzers wird schließlich doch noch durch den reichen Millionär aus Amerika gekauft, der Junggeselle entzieht sich der drohenden Verstrickung. Der gelassene Butler von machiavellischem Zuschnitt wird im letzten Kapitel die Sache einrenken, und alle sind, bis zur nächsten Runde, glücklich davongekommen. Gegen alle meteorologische Wahrscheinlichkeit spielt auch das Wetter standhaft mit und inszeniert eine strahlende

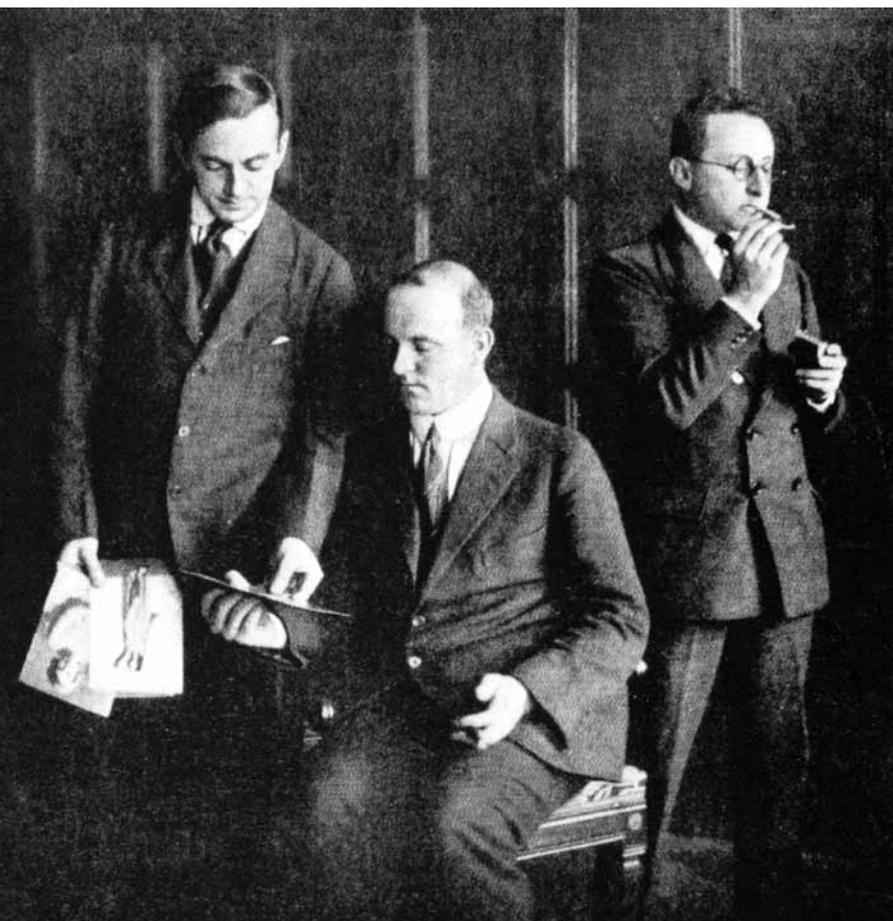
Sonne über das ganze Geschehen – dies in England.

Die Komödie, die Posse, der Schwank – oder, wie Wodehouse sein Werk selber kommentiert hat, »Musicals ohne die Musik« – haben ihre eigenen Regeln und Freiheiten und sind vor allem immun gegen Erfordernisse einer Wahrscheinlichkeit. Der Zufall langt ohne Bedenken hin und bringt die Charaktere immer wieder am selben Ort zusammen, vornehmlich einem der englischen Landhäuser, aus denen kaum je ein Gast abgewiesen wird. Manche müssen sich allerdings aus operativen Gründen eine passende Identität zulegen, was dann wiederum allen strategischen Erpressungen Tür und Tor öffnet.

Es bleibt eine Herausforderung und ein beständiger Anreiz, dem Wodehouse'schen Humor auf die Spur zu kommen, sie auf eine Formel zu bringen. Sein Ton ist auf jeder noch so kurzen Textstrecke unverwechselbar, und gleichwohl kommen wir der DNA nicht bei. Schriftstellerei ist auch ein Spiel mit Erwartungen, und Wodehouse betreibt es meisterhaft, vor allem durch abwegige, überzogene Vergleiche. Er überrascht mit Ausflügen in unerwartete Gefilde oder mit entlegenen Metaphern, die aus dem vorgegebenen Rahmen fallen, gleichwohl oder eben deshalb einschlagen und eine Sache auf einen unerwartet erhellenden Punkt bringen. An jeder Ecke weicht Wodehouse leicht vom geraden Weg der Erzählung ab, immer knistert etwas Unvermutetes. Die Romane sind von Anspielungen durchsetzt und bilden ein Kompendium von Zitaten und geflügelten Phrasen. Shakespeare ist ein beständiger Souffleur, und noch nie kamen Bibelstellen lustiger daher. Wodehouse hat sich einfach gesträubt – mit erstaunlich hoher Trefferquote –, einen langweiligen Satz hervorzubringen.

Nach Wodehouse ist die englische Sprache nicht mehr ganz das, was sie vorher war. Ihm steht die ganze Fülle einer reichen Idiomatik zur Seite. Zur Erweiterung des englischen Wortschatzes gibt es kaum eine einträglichere Lektüre als Wodehouse. »Wortschatz« war für ihn eine stets sorgfältig zu hegende Kostbarkeit, und er hatte große Freude am unangepasst passenden Ausdruck.

Guy Bolton, P.G. Wodehouse und Jerome Kern begeisterten Ende der 1910er-Jahre am Broadway durch ihre neue Form der Musical Comedy.





oben: Wodehouse (Mitte) mit Fred Astaire (2. v. r.) bei den Dreharbeiten zu »A Damsel in Distress« (1937).

rechts: Wodehouse und seine Frau Ethel waren große Hundeliebhaber. Hier vor ihrem Tierheim auf Long Island.



Wodehouse reicht seine pure Freude an Wörtern freigebig an seine Leser weiter; sie umspannen das ganze Spektrum; von gehobener Sprache bis zum amüsanten, aber nie eigentlich vulgären Slang, mit vielen Anleihen bei Dichtung und unter Einbezug bestehender Redewendung, immer mit implizierten Anführungszeichen. Im Besonderen – und Humor ist immer auf Besonderes ausgerichtet – spielt er fingerfertig mit der Doppelnatur des weitläufigen englischen Vokabulars. Sie besteht darin, dass einem eher allgemeinen germanischen Wortschatz die zahlreichen gewählten Ausdrücke entgegenstehen, die aus dem Lateinischen hergeleitet und über das Französische eingedrungen sind, also ehemalige Fremdkörper. Viele da-

von, und gerade Adjektive, eignen sich für ironische oder euphemistische Effekte.

Kunstfertig bringt Wodehouse abgelegenste Stile durcheinander und veranstaltet kalibrierte Unstimmigkeiten. Da anderen Sprachen solcherlei fruchtbare Möglichkeiten abgehen, lassen sich viele Stilbrüche kaum übertragen. Gerade das aus der Rolle fallende selbstgefällige, eben leicht fremde und oft nicht ganz durchsichtige Adjektiv hat anderswo kaum Entsprechungen. Umso mehr verdienen gerade sie, die Übersetzer, die sich manchmal nur mit Notbehelfen, dann aber mit originellsten Einfällen gleichwohl an Wodehouse wagen, unsere Bewunderung, wie etwa im Glücksfall Thomas Schlachter, der in einer Art Ausdrucksverwandt-

schaft das scheinbar Unmögliche in das denkbar Unterhaltsame hinüberrettet.

Wodehouse bietet Erholung. Wenn sonst kaum mehr etwas geht, geht Wodehouse immer noch, ja, er wird beim Wiederlesen sogar noch besser, weil immer wieder ein Dreh aufgeht, der in der ganzen Virtuosität vorher nicht aufgefallen ist.

Fritz Senn

Fritz Senn, 1928 in Basel geboren, ist Publizist und James-Joyce-Spezialist. Er leitet seit 1995 die Zurich James Joyce Foundation und wurde für seine Arbeit mit Ehrendokoraten der Universitäten Zürich und Köln, dem University College Dublin sowie verschiedenen Preisen ausgezeichnet, u.a. dem Zürcher Festspielpreis 2014. Fritz Senn publizierte diverse Bücher über James Joyce. Er ist seit Jahren ein Bewunderer von P.G. Wodehouses Werk.

»Allein mit meinem Zauberwort ...«

In Rom war's, als ein unbekannter deutscher Reisender mich ansprach und sich nach einer Busverbindung erkundigte. Wir gerieten ins Gespräch, landeten bei der Literatur, und er erzählte, dass eine der letzten Verwandten Annette von Droste-Hülshoffs seine Patientin gewesen sei.

In diesem Moment, mitten auf einem verkehrsumtosten Platz der römischen Innenstadt, trat die Gestalt der Dichterin wieder vor mich hin, die mich seit meiner Jugend begleitet hatte. Kolosseum und Forum Romanum versanken im Dunst, dafür wagte der Knabe im Moor seine taumeligen Schritte über die Heide, den Mörder trieb es zur Judenbuche zurück, und der Schrei des Geiers weckte »die wilde Muse« auf. Bilder und Zeilen des Werks dieser westfälischen Dichterin hatten sich über Jahre hinweg im Gedächtnis eingepflanzt, das geistige Profil dieser Frau hatte längst Konturen angenommen.

Fülle der Anlagen

In den Anfängen glaubte ich – verwegen genug – die Dichterin in den Grundzügen erkannt zu haben. Doch gerade die innere Silhouette der Droste hat mich später immer wieder von neuem mit ihrem Reichtum an Regungen und Nuancen, Konstanten und Widersprüchen frappiert. Wie oft vergisst man, dass die Dichterin voller Humor steckte, der nicht zuletzt in ihren exzellent geschriebenen Briefen durchgebrochen ist, auch dass sie die Umgebung mit ihrer Scharfzüngigkeit verblüffte, mehr noch: irritierte. Ihre Kriminal-

geschichte »Joseph« versah sie zum Beispiel mit dem Untertitel: »Nach den Erinnerungen einer alten Frau mitgeteilt von einem alten Moortopf, der auf seinem eigenen Herd sitzt und sich selbst kocht«.

Und welche ungestüme Bilder entdeckte ich bei jeder Lektüre in ihren Gedichten: Imaginationen von einer Heftigkeit, die erst wieder in der Lyrik Gertrud Kollmars oder Christine Lavants auftauchen sollten. Wurde nicht im Gedicht »Am Turme« der Sturm zum Freund der Droste?

O wilder Geselle, o toller Fant,

Ich möchte dich kräftig umschlingen,

*Und, Sehne an Sehne, zwei Schritte vom Rand
Auf Tod und Leben dann ringen!*

So spricht nur eine kühne Seele.

Schon das Mädchen Annette hatte sich über seine Wachträume derart erregt, dass es ein Bild, einen Baum oder eine Wolke, die mit diesem Traumreich verknüpft waren, »laut ansprach, umhertanzte oder in Lachen und Tränen ausbrach«. So kann man es auf den ersten Seiten in Mary Lavater-Slomans Biografie der Droste nachlesen, und so rasch wird man dieses Buch nicht wieder auf die Seite legen. Denn es zeichnet sich durch eine Fülle von Details aus und zieht dennoch unbeirrt die großen Lebenslinien nach – ganz angemessen dem Duktus der porträtierten Dichterin, die ebenfalls präzise die Einzelheiten hervor-

gehoben und darüber den weiten Bogen gespannt hat. Empathie und Sachverstand verschwimmen sich bei Mary Lavater-Slo-man ganz selbstverständlich. Voller Leidenschaft gibt sie sich den Schicksalen ihrer Figuren hin; ebenso intensiv betreibt sie die Recherchen. So aber verschreibt sich ihre Biografie – anders als manche zuvor erschienene Vita der Dichterin – nicht der schwärmerischen Verehrung allein, sondern weitgehend einer wohlthuenden Sachlichkeit.

Mary Lavater-Slo-man erweckt die Dichterin schreibend neu zum Leben, und es erscheint eine Frau wie Annette von Droste-Hülshoff, deren literarischer Rang zu Lebzeiten nur von wenigen wahrgenommen worden ist. Ein einziges Wort setzt die Artemis-Erstaussgabe von 1950 als Titel: EINSAMKEIT. Denn tatsächlich ist Einsamkeit jener Kernbegriff, der uns das Lebensgefühl der Dichterin erschließt. Der Wassergraben der Burg Hülshoff, der ihre Bewohner von der Außenwelt schied, mutet wie eine Metapher für die Existenz der Droste an. Darüber dürfen die Geselligkeit, zu der man die Dichterin verpflichtet hat, und die vielen Reisen zu Verwandten und Bekannten auf den umliegenden Gütern nicht hinwegtäuschen.

In einem ihrer schönsten Gedichte, »Lebt wohl«, spricht die Droste aus, was sie fühlt:

*... Lasst mich an meines Sees Bord,
Mich schaukelnd mit der Wellen Strich,
Allein mit meinem Zauberwort,
Dem Alpengeist und meinem Ich.*

*Verlassen, aber einsam nicht,
Erschüttert, aber nicht zerdrückt,
Solange noch das heil'ge Licht
Auf mich mit Liebesaugen blickt ...*



Annette von Droste-Hülshoff will nicht als einsam gelten, nur eine Verlassenheit gesteht sie sich zu, solange ihr »das heil'ge Licht« gegönnt ist. Vielerlei mag man unter diesem Licht verstehen: die Gunst einer milden Natur, wie sie die Dichterin am Bodensee erfahren hat, die Inspiration, die ihr weiterhin das schöpferische Schaffen erlaubt, aber auch die Erleuchtung aus einer unsichtbaren Welt, die sie im Zyklus »Geistliches Jahr« herbeisehnt. Und dennoch weht uns die Einsamkeit dieser zurückgelassenen Frau an. Es ist eine souveräne Einsamkeit, die sie allerdings nicht aus freien Stücken gewählt hat. Doch bleibt sie stolz im Verzicht. Die Dichterin verbündet sich mit dem »Zauberwort«, diesem Nachklang Eichendorff'scher Prägung, dem Alpengeist, den sie auch in den Sántis-Gedichten beschworen

hat, und dem eigenen Ich. Welche Stärke und Tapferkeit sprechen aus diesem Bekenntnis, nichts ist zu spüren von Wehleidigkeit oder Opferbewusstsein.

Solche Gefühle hätten auch schlecht zu einer Frau gepasst, die in ihrem Gedicht »Am Turme« freimütig ihre Vorstellungen äußerte:

*Wär' ich ein Jäger auf freier Flur,
Ein Stück nur von einem Soldaten,
Wär' ich ein Mann doch mindestens nur,
So würde der Himmel mir raten ...*

Eigentlich hätte die Frauenbefreiungsbewegung sie zur Ikone erheben müssen. Doch Annette von Droste-Hülshoffs Gestalt blieb frei von ideologischer Ver-

einnahmung, wie sich auch das Werk weitgehend literarischen Zuordnungen entzogen hat. Die Einsamkeit behauptete sich: Diese Dichterin blieb ein Solitär.

Beatrice Eichmann-Leutenegger

Beatrice Eichmann-Leutenegger, lic. phil. I, 1945 in Schwyz geboren, Studium der Germanistik und Kunstgeschichte in Bern und Zürich, Literaturkritikerin (u. a. »Neue Zürcher Zeitung«) und Autorin. Sie schrieb eine Bild-Text-Biografie zu Gertrud Kolmar, Erzähl- und Essaybände sowie einen Roman. Für ihr Schaffen erhielt sie mehrere Auszeichnungen.

Wie Shakespeare Mary Lavater-Sloman neuen Lebensmut schenkte

William Shakespeares Dramen faszinierten die Schriftstellerin Mary Lavater-Sloman (1891–1980) bereits als Kind. Ihren großen Traum, eine Biografie über ihn zu schreiben, erfüllte sie sich jedoch erst mit 84 Jahren, nachdem sie nur knapp dem Tod entkommen war. Die Tochter und ihre Enkelinnen erzählen, wie es dazu kam.

Beim Aufwachen in der Intensivstation des Zürcher Universitätsspitals sprach der Chefarzt Prof. Dr. Alexis Labhart die Autorin Mary Lavater-Sloman auf Russisch an. Einige Tage zuvor war sie in akut lebensbedrohlichem Zustand dort eingeliefert worden. Mary Lavater-Sloman hatte mit ihren Eltern zwischen 1909 und 1912 in Labharts Geburtsstadt St. Petersburg gelebt. Nach der Heirat mit dem Ingenieur Emil Lavater zogen die beiden in die Schweizer Arbeiterstadt Winterthur, um bereits 1914 wieder ihre Zelte in Russland aufzubauen, wo Emil Lavater bis 1919 in Moskau als Vertreter die Niederlassung der Winterthurer Maschinenfabrik Sulzer aufbaute. Dr. Labhart schlug bei der Begegnung mit der Autorin durch die gemeinsame Sprache eine Brücke zu ihrem Leben in jungen Jahren – und gleichzeitig war dies der Beginn einer Freundschaft, die bis zum Tod von Mary Lavater-Sloman währte.

Mit Shakespeare kam Mary Lavater-Sloman bereits als Jugendliche in Berührung. Ihr Großvater A.H. Albers-Schönberg (1838–1921) las mit der 15-Jäh-

rigen Shakespeares Werke und diskutierte mit ihr intensiv über die Tragödien und Komödien. Hier muss der Funke zu diesem reichhaltigen Stoff gesprungen sein. Für die Tochter einer reichen Hamburger Reedersfamilie war das Studium, das sie sich so sehr wünschte, um sich mit Literatur und Geschichte vertieft auseinandersetzen zu können, jedoch nicht möglich. Sie besuchte ein privates Lyceum, wo es weder Prüfungen noch Noten gab. Das hinderte Mary Lavater-Sloman jedoch nicht, intensiv zu lernen und zu lesen. Mit 18 Jahren sprach sie nebst Deutsch und Russisch bereits Englisch und Französisch und verschlang die Weltliteratur im Original.

Stoffe der Weltgeschichte entfesselten Mary Lavater-Sloman's Vorstellungskraft. Ein starker Bezug zum Angelsächsischen war zudem in der Familie Sloman gegeben. Einer ihrer Ahnen, der Legende nach ein Pirat, war von England nach Hamburg übersiedelt und gründete 1793 ein Schiffsmaklergeschäft, die spätere Reederei Sloman. Wieder zurück in Winterthur, besuchte sie ab 1922 im nahen Zü-

rich an der Universität historische Vorlesungen und begann, um der bürgerlichen Enge zu entgehen, zu schreiben. Vor allem für ihre Romanbiografien über Persönlichkeiten wie Katharina die Große, Lucrezia Borgia, Jeanne d'Arc, Johann Kaspar Lavater, Heinrich Pestalozzi oder Elisabeth I. wurde sie später bekannt und zählte dank einem vorwiegend weiblichen Lesepublikum in den 1950er-Jahren zu den erfolgreichsten deutschsprachigen Schriftstellerinnen. Nur an das Leben des hochverehrten Shakespeare wagte sie sich nicht heran. Es lag wohl auch daran, dass Shakespeare ein Meister des Verschleierns, Versteckens, Verhüllens, des Spiels mit der Wahrheit und Fiktion, echt und unecht, Traum und Realität war. Diese Dynamik, die in seinem Werk eine wichtige Rolle spielt, prägte auch seine Lebensgeschichte.

Fast unglaublich mutet es an, was Mary Lavater-Sloman nach dem längeren Spitalaufenthalt im September 1975 mit 84 Jahren bis zu ihrem Tod im Dezember 1980 noch geschaffen hat. Mit ihrer ganzen Kraft und mit wiedergewonnenem Lebensmut verwirklichte sie ihren Kindheitstraum – sich intensiv mit Shakespeare zu beschäftigen, sein Leben zu ergründen, das Geheimnis »Shakespeare« zu lüften. Es entstanden das Buch »Gefährte



Mary Lavater-Sloman 1967 in ihrem Zürcher Domizil.

der Königin«, 1977 veröffentlicht, und »Ein Leben im Gedicht«, ein bisher unveröffentlichtes Manuskript. In seiner Trauerrede vom 5. Dezember 1980 beschrieb Dr. Alexis Labhart, wie Mary Lavater-Sloman in einem Brief an ihn ihren Neuanfang erlebte: »Ich habe mir damals gesagt: nun gibt's nichts anderes als: neu beginnen, glücklich weiterleben, und das war für mich einzig meine Arbeit.«

Ist es ein Zufall oder eine Fügung, dass wir Enkelinnen das bis im März 2014 als verschollen gegoltene Werk »Ein Leben im Gedicht« rund einen Monat vor dem »offiziellen« 450. Geburtstag von Shakespeare im Nachlass in der Zentralbibliothek Zürich gefunden haben? Es ist jedenfalls eine nicht ganz alltägliche Geschichte. Sie hätte Shakespeare bestimmt auch gefallen. Oder dem, der diese Weltliteratur geschrieben hat – »The man behind the name«.

Bereits im Krankenbett, begann Mary Lavater-Sloman mit der Niederschrift ihres Werkes über Edward de Vere, 17th Earl of Oxford (1550–1604). Ihrer These zufolge sollte er in der Nachwelt als William Shakespeare erkannt werden. Zwei Jahre später (1977) wurde das Buch »Gefährte der Königin – Elisabeth I., Edward Earl of Oxford und das Geheimnis um Shakespeare« im Artemis-Verlag publiziert. Mit dem Leben Edward de Veres war sie sehr vertraut, weil sie bereits 1956 eine Biografie über Elizabeth I., Königin von England (1533–1603), geschrieben hatte. Als Vetter der Königin stand de Vere der »Herrin der Meere«, so der Titel des Buches, ein Leben lang äußerst nahe.

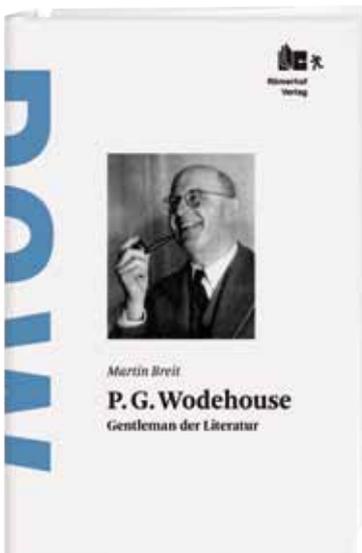
Noch einmal Dr. Alexis Labhart: »In ihrem 84. Lebensjahr kannte sie die Sonette des jungen Edward de Vere auswendig. Sie erkannte sie in den Dramen des sogenannten Shakespeare

wieder. Wie viel Autobiografisches von Edward de Vere in Shakespeares Werken steckte, erriet sie vor allem durch die eigene Übersetzung der Sonette. Sie fand in Bildern und Vignetten alter Ausgaben Zeichen, in denen sich Oxford doch als Autor im Geheimen zu erkennen gab.«

Unsere Mutter und Großmutter Mary Lavater-Sloman war überzeugt, der Mann, der Shakespeare genannt wird, könne niemand anderer als Edward de Vere, 17th Earl of Oxford, sein. Wie glücklich wäre sie gewesen, hätte man sie als Historikerin ernst genommen. Als Frau und ohne Universitätsabschluss blieb ihr das jedoch verwehrt, auch wenn sie bekannt für ihre intensiven und gründlichen historischen Studien war. Trotz starker Kritik aus wissenschaftlichen Kreisen wagte sie es, ihre These mit der Welt zu teilen. »Gefährte der Königin« ist vielleicht ihr wichtigstes Buch; das nun zum ersten Mal veröffentlichte Manuskript »Ein Leben im Gedicht« verdichtet die These um die wahre Identität von Shakespeare zusätzlich.

Unabhängig davon, ob Mary Lavater-Sloman's These stimmt oder nicht, ist es uns Nachfahren ein Herzensanliegen, das neu entdeckte Manuskript zugänglich zu machen. Wir sind überzeugt, dass auch dieses wunderbare Alterswerk und Vermächtnis von Mary Lavater-Sloman viele begeisterte Leserinnen und Leser finden wird.

Die Tochter Cleophea Langemann-Lavater, die Enkelinnen: Cornelia Hesse-Honegger, Wisenskünstlerin; Dr.phil. Bettina Egger, Kunst- und Psychotherapeutin; Regula Langemann, Psychologin MA



Martin Breit | P.G. Wodehouse. Gentleman der Literatur | Mit einem Nachwort von Fritz Senn | 352 S. | Hardcover | ISBN 978-3-905894-20-2 | CHF 38.00 | EUR 32.00
Anfang Oktober 2014

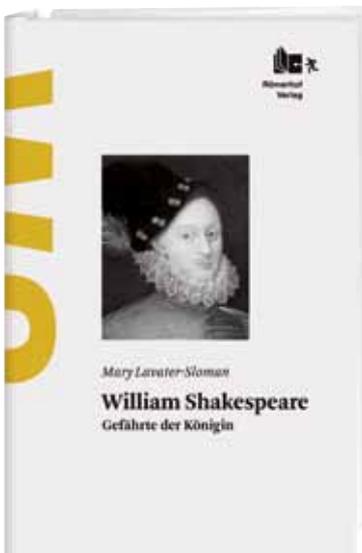
Der Humorist P. G. Wodehouse (1881–1975) zählt zu den erfolgreichsten, langlebigsten und inspirierendsten Autoren des 20. Jahrhunderts. Während er im englischen Sprachraum seit Jahrzehnten sehr populär ist, wird er im deutschsprachigen Raum erst jetzt richtig entdeckt. Wie kein Zweiter hat Wodehouse eine einzigartige Welt erschaffen, die die Leser in ihren Bann zieht. Mit Bertie Wooster, seinem Diener Jeeves oder dem schweinezüchtenden Lord Emsworth schuf er unvergängliche Charaktere. Sein Einfluss bleibt dabei aber nicht auf die Literatur beschränkt. Neben den etwa 100 Romanen gehen etliche Theaterstücke, Musicals und Filmdrehbücher auf sein Konto. Für

das Musical leistete er im Trio Bolton/Wodehouse/Kern Pionierarbeit, ihre neue Form der »Musical Comedy« prägte das Genre entscheidend.

Diese erste deutschsprachige Biografie über Wodehouse gibt einen umfassenden Einblick in sein Leben und macht neugierig auf seine Werke.



Martin Breit, 1983, absolvierte das Magisterstudium der Anglistik/Amerikanistik und Geschichte an der Universität Potsdam und an der University of Hull, England. Er publizierte Texte in Magazinen der internationalen Wodehouse-Gesellschaften. Martin Breit lebt in Potsdam.



Mary Lavater-Sloman | William Shakespeare. Gefährte der Königin | Mit einem Vorwort von Gottfried Honegger | ca. 520 S. Hardcover | s/w-Abbildungen | Neuauflage ISBN 978-3-905894-25-7 | CHF 38.00 EUR 32.00 September 2014

Das Geheimnis um die Identität Shakespeares und die Erforschung seines Lebens fesselten Mary Lavater-Sloman seit ihrer Kindheit. Doch erst mit 84 Jahren fand sie die Kraft und Muße, sich diesen Traum zu erfüllen. War Shakespeare ein einfacher Mann aus Stratford-upon-Avon oder doch eher ein gebildeter Lord aus höfischem Umfeld? Mary Lavater-Sloman war von Letzterem überzeugt und sah in Edward de Vere, dem 17. Earl of Oxford, den wahren Verfasser der Shakespeare'schen Werke.

In »Gefährte der Königin« beschreibt sie das Leben des Earl of Oxford, das sich vorwiegend am Hofe Elisabeths I., seiner Muse, abspielte. Er haderte zeit seines Lebens mit der Tatsache,

dass es sich für einen Adligen in seiner Position nicht gehörte, schriftstellerisch tätig zu sein oder mit Schauspielern in Verbindung gebracht zu werden. Diese gesellschaftlichen Tabus verunmöglichten die Herausgabe seiner Werke unter eigenem Namen und zwangen ihn zum Pseudonym »William Shakespeare«.



Mary Lavater-Sloman, 1891–1980, wurde berühmt durch die Darstellungen bedeutender Figuren Europas wie Lucrezia Borgia, Johann Rudolf Wettstein oder Katharina die Große. Sie erhielt u. a. den Preis der Schweizerischen Schillerstiftung.

Facettenreich und wortgewandt zeichnet Mary Lavater-Sloman das Bildnis einer hochbegabten und außerordentlich sensiblen Frau, deren kränklicher Körper stets widerspiegelte, wie sehr das Unverständnis ihrer Zeit und ihre unvollkommenen Liebesbeziehungen auf ihr lasteten. Doch gerade diese Konstitution wirkte prägend für das Schaffen der Dichterin, das trotz Schwermut von bezeichnender Klarheit und Fassbarkeit zeugt.

Ein Nachwort der NZZ-Journalistin und Droste-Kennerin Beatrice Eichmann-Leutenegger würdigt die Biografie der Annette von Droste-Hülshoff (1797–1848), Autorin von »Die Judenbuche«.



Mary Lavater-Sloman, 1891–1980, wurde berühmt durch die Darstellungen bedeutender Figuren Europas wie Lucrezia Borgia, Johann Rudolf Wettstein oder Katharina die Große. Sie erhielt u.a. den Preis der Schweizerischen Schillerstiftung.



Mary Lavater-Sloman | Annette von Droste-Hülshoff. Einsamkeit | Mit einem Nachwort von Beatrice Eichmann-Leutenegger | 544 S. Hardcover | s/w-Abbildungen | Neuauflage ISBN 978-3-905894-26-4 | CHF 38.00 EUR 32.00 | September 2014

Verschollenes Manuskript entdeckt!

Das Manuskript, an dem Mary Lavater-Sloman bis kurz vor ihrem Tod 1980 gearbeitet hatte, galt lange Zeit als verschollen – bis es von ihren Enkelinnen zufällig entdeckt wurde: »Shakespeare – Ein Leben im Gedicht«. Auf der Grundlage ihrer Shakespeare-Biografie (siehe S. 38) hat die Schriftstellerin ihre These – sie sah im 17. Earl of Oxford den wahren Verfasser der Shakespeare'schen Werke – weitergeführt und anhand vieler Gedichtbeispiele gestützt. In »Ein Leben im Gedicht« werden die Jugendgedichte Edward de Veres mit den Werken Shakespeares verglichen und mit seinem Leben am Hof Elisabeth I. in Verbindung gebracht. Durch diese sorgfältige

Quellenarbeit entsteht ein lebendiges Bild des Dichters.

Der Autorin war es nicht vergönnt, ihr letztes Werk ihrem Anspruch gemäß zu bearbeiten. Im Römerhof Verlag erscheint deshalb »Ein Leben im Gedicht« im Original als E-Book. So erhält der Leser einen Einblick in die Quellenarbeit und Arbeitsweise Mary Lavater-Sloman.



Mary Lavater-Sloman, 1891–1980, wurde berühmt durch die Darstellungen bedeutender Figuren Europas wie Lucrezia Borgia, Johann Rudolf Wettstein oder Katharina die Große. Sie erhielt u.a. den Preis der Schweizerischen Schillerstiftung.



Mary Lavater-Sloman | Ein Leben im Gedicht. Edward de Vere, der 17. Earl of Oxford E-Book | Neuauflage | ISBN 978-3-905894-27-1 | CHF 14.90 | EUR 12.50 | September 2014

Eine Biskuit-Fabrik voller Kunstschatze

Zürich Wiedikon an einem trüben Januarnachmittag: In einem verschlafenen Hinterhof steht ein großer blassgelber Quader aus Ziegelsteinen. Die ehemalige Biskuitfabrik ist der heutige Wohn- und Arbeitsraum des Künstlers Thomas Dubs, der nach Aufhalten in Frankreich, Italien und Amerika nun wieder in seiner Geburtsstadt lebt. In den Gemäuern befindet sich auch das beachtliche Werkarchiv des 80-jährigen. Gespannt darauf, Kunst und Künstler näher kennenzulernen, findet man eine Notiz mit Lageplanskizze an die Tür geheftet: »Guten Tag, bitte benutzen Sie den Seiteneingang zum Wohnbereich.«

Noch ehe man sich dort bemerkbar machen kann, öffnet ein agiler Mann in unauffälliger Kleidung und Sandalen die Tür. Einzig das längere, graue Haar und der Dreitagebart geben dem Gastgeber eine gewisse künstlerische Note. »Bevor ich Ihnen meine Kunst zeige, brauchen Sie eine Stärkung.« Bei Kaffee und Keksen wird klar, dass es sich um die Behausung, das »Gehäuse«, wie es Dubs bezeichnet, eines Ästheten handelt. Die erdigen Farben der Einrichtung, dominiert durch einen massiven Holztisch in der Mitte des Zimmers, und das spärliche Licht, das durch die halb geschlossenen Fensterläden fällt, vermitteln eine einladende Atmosphäre. Natur-

lich gibt es auch Kunst; unter anderem steht hier eines von den wohl Hunderten von Modellen, die Thomas Dubs in seinem Leben angefertigt hat. Dieses zeigt das Bühnenbild für ein Theaterstück, dessen Text er selbst verfasst hat.

Der Rat, eine Stärkung einzunehmen, erweist sich im Laufe des Nachmittags als weise. Wir beginnen unseren Rundgang im Keller der Fabrik. Dicht an dicht, penibel geordnet, steht hier ein Kunstobjekt neben dem nächsten. Als Erstes zeigt Thomas Dubs seine beträchtliche Sammlung von skurrilen Holzspielzeugen: mehrere Vitrinen voll von bunten Würmern, die sich durch einen geschickten Mechanismus scheinbar selbst verschlingen, und Elefanten, die Taler speien können. Das Gesicht des Künstlers hat etwas Jungenhaft-Verträumtes, während er mit den Objekten hantiert, die er für seine vier Söhne gebaut hat. Doch nur die wenigsten der Spielzeuge weisen die Spuren von Kinderhänden auf, zu zerbrechlich seien sie. Seinen Buben hat er liebevoll illustrierte Kinderbücher gewidmet, zum Beispiel »Das Ungeheuer und die fünf Männer«, in dem die





Selbstgebaute Holzinstrumente

Familie Dubs wilde Abenteuer erlebt. In und auf Schränken befinden sich unzählige Figuren aus Baumrinde und Alltagsgegenständen wie Bürsten oder Schuhspannern, die Thomas Dubs während seiner Zeit als Dozent an der Zürcher Hochschule der Künste als Vorlagen für künftige Werklehrer angefertigt hat.

Die Kunst von Thomas Dubs zeugt von bemerkenswerter Geduld und Feinmotorik: Besonders eindrücklich sind die reich verzierten Laternen (aus Büchsenblech angefertigt und versehen mit Fenstern aus Glassplittern), die schon im Zürcher Museum Bellerive zu sehen waren. Auch die filigranen Zuckertorten verzaubern – leider sind sie für die Nachwelt nur noch in Form von Fotografien erhalten. Für das Meisterwerk seiner »konditorischen« Ambitionen verbrachte Dubs sechs Wochen mit Unmengen von Puderzucker in der Küche; sehr zum Leidwesen der Familie, wie er trocken be-

merkt. Eine große Fläche nehmen die Modelle für realisierte und nicht realisierte Projekte ein – diese reichen von fantasievollen Kinderspielplätzen über Entwürfe für einen Museumsraum, den die Besucher durch Kaleidoskope betrachten müssen, bis hin zu einer Miniaturausgabe der Werkbank von Dubs (inklusive Hammer und Feile).

In einem Raum mit hoher Decke weiter oben im Gebäude befinden sich alle selbst gebauten Holzinstrumente, darunter verblüffend klingende Trommeln, eine Harfe, zahlreiche Xylophone; das Orchester ist für mindestens 16 Musiker konzipiert. Ein dicker Katalog lässt den Umfang der Gemälde von Thomas Dubs erahnen. Nach langer Pause begann er vor Kurzem wieder mit dem Malen von großformatigen Werken in Öl. Der Rundgang endet in der Schreibklausur des Künstlers. Hier befindet sich eine kleine Bibliothek, deren Bücher er oft zur Inspiration für eigene Texte

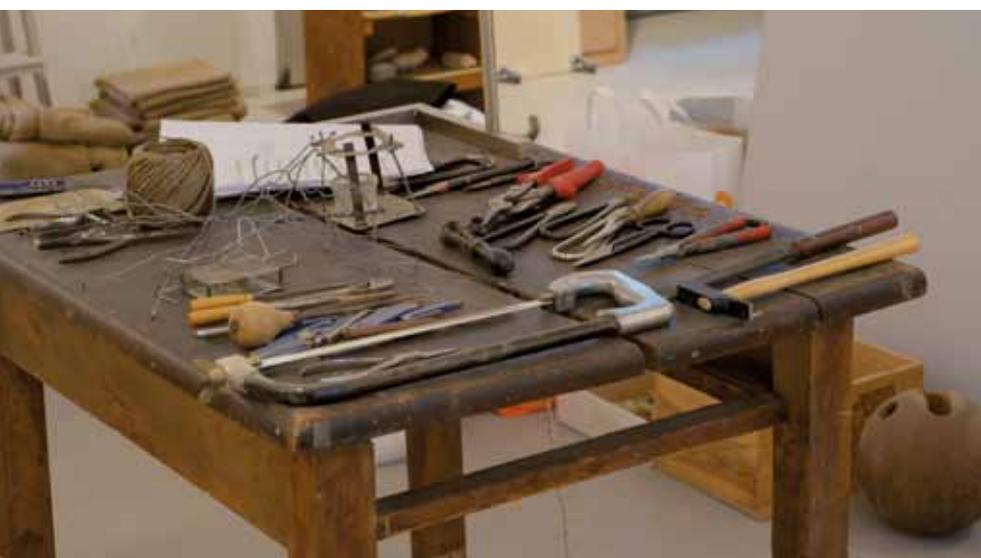
nutzt. In dem Theaterstück, das er tags zuvor vollendet hat, ist Goethes »Faust« ein zentrales Thema.

Nach dieser abenteuerlichen Reise durch das Werk von Thomas Dubs begibt man sich wieder ins Wohnzimmer. Bei Käse und Wein erzählt er, wie er zum Schriftsteller wurde. Wobei, als Schriftsteller könne und wolle er sich nicht bezeichnen; als Künstler, als Maler, als Plastiker, als Instrumentenbauer, ja – und als Schreiber. »Ich möchte einfach meine Fantasien wiedergeben. Ich habe keine literarischen Ambitionen und dadurch eine große Freiheit.« Gemalt hat er schon von klein auf, zum belletristischen Schreiben ist er erst sehr spät gekommen, und zwar über die bildende Kunst. Er wurde oft aufgefordert, seinen Werken einen Begleittext beizulegen. »Eigentlich wollte ich nie schreiben, aber dann hat es mich einfach überrollt.« Ähnlich wie bei der bildenden Kunst hat er ein genau-

es Bild im Kopf, bevor er mit dem Schreiben beginnt. »Das Gerüst steht am Anfang, und das Schreiben läuft dann atemlos.« In Büchern wie »Der Spurensucher« oder »Schreiber's Tod« sind es alltägliche Szenen, die der Autor mit nur wenigen Worten so eindrücklich zeichnet, dass sie für den Leser plastisch und real werden. Mit einem verschmitzten Lächeln verrät Dubs sein »größtes Glück«: ein frisch vollendetes Buch selbst ausdrucken, binden, sich in ein Café setzen und so tun, als lese man das Werk eines Fremden.

Und wenn man eines mitnimmt von diesem Nachmittag, dann, dass es Thomas Dubs nicht an Ideen mangelt. Zwecks Demonstration springt er auf und begibt sich in die Küche: »Ich notiere meine Einfälle gerne auf dem Fußboden.« Er kniet sich auf die dunklen Steinfliesen nieder und beginnt, mit Kreide eine Skizze für ein Bühnenbild zu zeichnen. Nachdem diese in ein Notizbuch übertragen wurde, wird sie einfach mit dem Wischmopp beseitigt.

In »Schreiber's Tod« sagt eine der Figuren: »Phantasie bringt



Nach dem Unterschied zwischen dem Schreiben und den anderen Künsten gefragt, antwortet Thomas Dubs: »Schreiben ist viel ungesünder als bildende Kunst: Es fehlt der physische Aspekt.« Er vergesse sich (und das Essen und Trinken) während des Schreibens. Das Bildhauern aber könne man nur so lange betreiben, wie es Arme und Beine zuließen. Ansonsten bestehe kein großer Unterschied; es sei einfach wichtig, dass man viele Ideen habe, egal ob beim Schreiben oder beim Schnitzen.

Ärger!« Was es damit auf sich habe? Als Künstler sei man seiner Kunst, seinem Talent gegenüber verpflichtet. Dafür brauche man vor allem Unabhängigkeit und einen langen Atem; das habe er im Laufe seines Lebens gelernt. Wenn Thomas Dubs an einem Projekt arbeitet, dann muss er sich diesem voll und ganz widmen können und alles andere ausblenden – seien dies neue Ideen, Menschen oder die alltäglichen Pflichten. »Deshalb haben Künstler nicht so ein großes Interesse am Leben: Sie leben durch ihre Kunst.«

Katharina Rittmann

Literatur von Thomas Dubs

www.stiftungthomasdubs.org

Kunst und Evolution | 184 S. | Hardcover
ISBN 978-3-9523538-1-3 | CHF 44.00
EUR 34.20

Die schöpferischen Schichten im Menschen | 252 S. | Hardcover | ISBN 978-3-9523538-0-6 | CHF 48.00 | EUR 32.10

Das pädagogische Werk | 318 S.
Hardcover | ISBN 978-3-9523538-8-2
CHF 48.00 | EUR 32.10

Der Spurensucher | 216 S. | Broschur
ISBN 978-3-9523538-7-5 | CHF 12.80
EUR 10.50

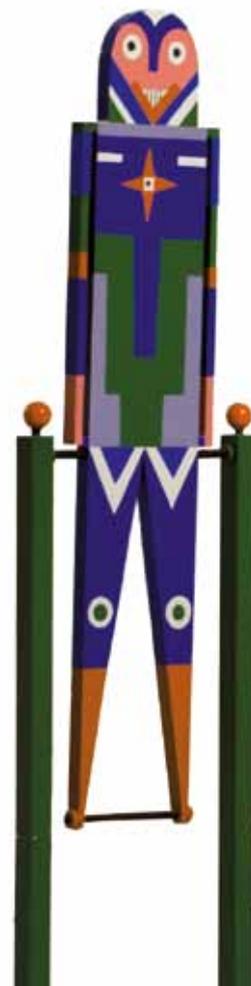
Jedermann braucht etwas Wüste
76 S. | Broschur | ISBN 978-3-9523538-6-8
CHF 9.80 | EUR 7.90

Schreiber's Tod | 180 S. | Broschur
ISBN 978-3-9523538-5-1 | CHF 12.80
EUR 10.50

Der gelbe Schein | 72 S. | Broschur
ISBN 978-3-9523538-4-4 | CHF 9.80
EUR 7.90

Giambattista Piranesi | 96 S. | Broschur
ISBN 978-3-9523538-3-7 | CHF 9.80
EUR 7.90

The Green Line | 68 S. | Broschur
Englische Ausgabe | ISBN 978-3-9523538-2-0 | CHF 9.80 | EUR 7.90

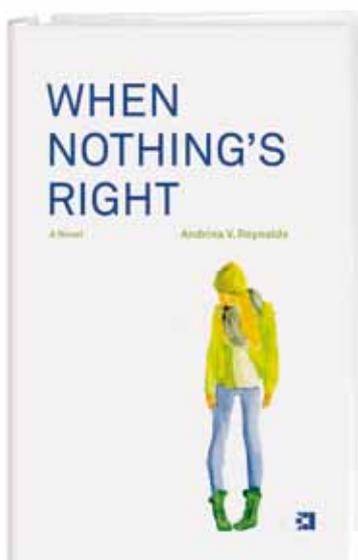


Diese und weitere Bücher der Edition 381 können unter www.manuskript-oase.ch bestellt werden.

Viele Menschen haben erzählenswerte Dinge erlebt; einige sind wahre Spezialisten für exotische Themengebiete, andere wiederum wissen vieles über historische, kulturgeschichtliche Begebenheiten. Diese Geschichten und Lebenserfahrungen, dieses reiche Wissen sollte aufgeschrieben und bewahrt werden. Wie aber lässt sich aus Erinnerungen, gesammelten Einfällen, festgehaltenen Notizen und unzähligen losen Blättern ein lesenswertes Buch gestalten?

Es gilt, dem Erlebten und den Gedanken eine Struktur zu verleihen; ein packender Anfang, geschickt gesetzte Höhepunkte und ein Schluss, der dem Text die finale Würze verleiht – auf dass die Leser am liebsten gleich ein weiteres Buch des Schriftstellers lesen möchten. Auf dieser Reise ist das Team der Manuskript-Oase ein »ortskundiger Reiseleiter«, der die Fallstricke erkennt und die Neulinge sicher ans erstrebte Ziel bringt. Von einer ersten Einschätzung des Manuskripts über das Lektorat bis zur ganzen Buchproduktion steht neuen Autoren die professionelle Hilfe, angepasst an die persönlichen Bedürfnisse, zur Verfügung. Im Verlag Edition 381 besteht für zukünftige Autoren zudem eine Plattform für ihre Inhalte, die sich in gewöhnliche Verlagsprogramme nicht eingliedern lassen.

Nachstehend einige Beispiele von Autoren, deren Bücher in der Edition 381 erschienen oder mit Unterstützung der Manuskript-Oase entstanden sind.



Andrina V. Reynolds | When Nothing's Right
212 S. | Broschur | auch als E-Book erhältlich
ISBN 978-3-9524044-7-8 | CHF 18.90
EUR 12.90 | Herbst 2013

In ihrem bereits zweiten Roman beschreibt die Autorin Andrina V. Reynolds (1995) den Alltag des Teenagers Kaya. Wegen ihres Selbstmordversuchs hat Kaya das letzte Jahr in einer Psychiatrie und zu Hause verbracht. Nun fällt es ihr schwer, den Weg zurück in die Normalität zu finden; alles fühlt sich grau und sinnlos an. Der tägliche Gang zur Highschool ist eine Qual, und selbst früher gute Freundinnen erscheinen ihr als oberflächlich. Besser wird dies auch nicht durch die Gerüchte, die Kays Schulkollegen über ihre mysteriöse Abwesenheit verbreiten – aus Scham kann sie sich niemandem anvertrauen. Doch alles än-

dert sich, als ein neuer Schüler an die Schule kommt ...

Andrina V. Reynolds schreibt mit einem bemerkenswerten Einfühlungsvermögen und einer scharfen Beobachtungsgabe. Die Leser begleiten Kaya in die Abgründe einer Depression und geraten mit jeder Seite tiefer in den Sog von Reynolds Worten. Der Roman ist auf Englisch geschrieben.



Thomas Böhm (Hg.) | Makos Abenteuer und andere Tier- und Steingeschichten
220 S. | Hardcover | ISBN 978-3-9524287-1-9 | CHF 34.00 | EUR 28.50
Herbst 2014

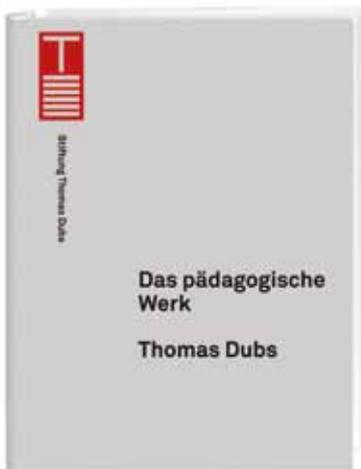
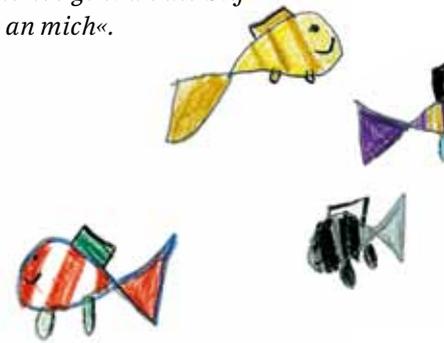
Wissen Neunjährige schon, was gute Geschichten sind? Können sie solche erfinden und erzählen? Können sie mit entsprechender Unterstützung selbst erfundene Geschichten sogar aufschreiben und illustrieren? Sehen Sie selbst!

Die Geschichten-Folgen in diesem Buch sind im Rahmen des Sprachunterrichts in zweiten Primarklassen entstanden – dies unter dem methodischen Aspekt des »adressatenbezogenen Schreibens«. Die positiven Antworten auf die oben stehenden Fragen waren Unterrichtsprogramm. Ursprünglich richteten sich diese Geschichten an die Eltern und Geschwister der Kin-

der, die durch ihre Freude an diesen Geschichten das trockene Schreiben-Lernen in ein verlockendes Abenteuer verwandelten. Weitere wichtige Adressaten sind andere Kinder, die die Geschichten in der Gemeindebibliothek Kilchberg ausleihen können.

Und jetzt schaffen es diese Kindergeschichten für Kinder (und für Erwachsene) vielleicht bis in Ihre Bibliothek?

Der Reinerlös geht an die Stiftung »Denk an mich«.



Thomas Dubs | Das pädagogische Werk
312 S. | Hardcover, mit Leinen gebunden
ISBN 978-3-9523538-8-2 | CHF 44.00
EUR 34.20 | Herbst 2014

Im Herbst 1972 erhielt der Künstler Thomas Dubs einen Lehrauftrag an der Werklehrerklasse der Kunstgewerbeschule der Stadt Zürich im Fach »Gestalten mit Holz«.

Dubs begann seine pädagogische Tätigkeit zu einer Zeit, als sich die Kunstgewerbeschule in einer Krise befand und einige Lehrer eine Künstlerausbildung forderten. Nach jahrelangen Auseinandersetzungen wendeten sie sich enttäuscht von der Schule ab, gründeten 1971 die Schule für experimentelle Gestaltung F+F (Form und Farbe), und der damalige Direktor der Kunstgewerbeschule wurde zum Rücktritt gezwungen.

In dieser Zeit setzte sich Thomas Dubs von 1973 bis 1976 da-

für ein, dass der Beruf Werklehrer und der Werkunterricht als eine wichtige und zeitgemäße Förderung der Kreativität verstanden werden konnte. Durch Ausstellungen im Schweizerischen Heimatwerk in Zürich, in der Kunsthalle in Winterthur, im Kunstgewerbemuseum Zürich und 1976 durch das Bühnenexperiment »Klang-Theater« mit Aufführungen in Wetzikon, Winterthur und Zürich wurde die Werklehrerausbildung auch in der Öffentlichkeit bekannt.

Die vorliegende Dokumentation weist darauf hin, dass die kreativen Anlagen jedes einzelnen Menschen ein schöpferisches Potenzial bilden, das zu jeder Zeit gefördert werden muss.

Franz Weinberg (1924) ist ein Meister der feinen Ironie und geistreichen Beobachtung seiner Artgenossen. In »Von Tessinertrauben und Tatzelwürmern« nimmt er die Leser mit auf einen kurzweiligen Spaziergang durch die Untiefen des Alltags. Hierbei machen sie unter anderem Bekanntschaft mit nervtötenden Gästebüchern, langweiligen Elternabenden, nutzlosen Verlegenheitsgeschenken – alltäglichen Dingen, denen der Autor einen ganz neuen Blick gönnt und einen Zauber entlockt, der verblüfft.

Mit leisem Zwinkern und geschliffener Feder zeichnet Weinberg in den sechs Kurzgeschich-

ten auf charmante Weise die kleinen Schwächen und Missgeschicke nach, denen niemand entkommt, die jedoch zur Würze der alltäglichen Begegnungen gehören, wie Tante Henny zu ihrer »Lawinen-Nahrung«.



Franz Weinberg | Von Tessinertrauben und Tatzelwürmern. Ein literarischer Spaziergang durch die Untiefen des Alltags | Hardcover 172 S. | ISBN 978-3-9524044-9-2 | CHF 29.90 EUR 19.50 | Frühling 2014

Die Zukunft reduzierte sich auf eine Frage: Wie überlebe ich den nächsten Tag? »Die Tage gehen vorbei auf dem Liegestuhl, und so gehen auch meine jungen Jahre vorbei ...« Dies ist nicht etwa der Seufzer eines verträumten Teenagers, sondern der Schlusssatz in den Aufzeichnungen eines jungen Mannes, welcher als ungarischer Jude Deportation, Auschwitz und Buchenwald erlebt hat. Die Eindringlichkeit seiner Schilderungen, die abenteuerliche Entdeckung des Manuskripts wie auch die Suche nach dem Verfasser machen dieses Buch zu einem Puzzleteil, welches die Geschichtsschreibung fortsetzt – und ihr

eine andere Perspektive hinzufügt: diejenige eines Kindes, welches die Schrecken in einer Mischung aus Staunen, Nüchternheit und Optimismus festhält: »Wie schön war das freie Leben, und das freie Leben muss noch einmal kommen!«

Der Text wird ergänzt durch historische und sozialwissenschaftliche Ausführungen. Er schlägt jedoch auch den Bogen in die Gegenwart und eignet sich deshalb speziell für Jugendliche und Lehrpersonen.



Marton Stark | Heinz Bachmann
Von Auschwitz nach Beverly Hills | 204 S.
Broschur | s/w-Abb. | ISBN 978-3-95240
44-5-4 | CHF 21.90 | EUR 12.80

»Schenk doch einfach ein Buch«

Buchhandlung, 1. Stock

Einen Krimi. Aber welchen? Einen nordischen. Von Larsson, Edwardson oder Letholainen? Oder doch lieber einen Justizthriller? Mag er »Das Urteil« von John Grisham? Oder kennt er den schon? Vielleicht eher leichtere Kost? Zum Beispiel den 22. Fall von Brunetti?

Liest er überhaupt Krimis?

3. Stock

Tennis, Golf, River-Rafting, Heli-skiing – ja genau; ein Führer mit Reiserouten und schönen Luftaufnahmen für seine geplante Reise nach Kanada. Wie, sie führen keine Bücher zu Heli-skiing? Gar keine?

Einfach ein Buch?

Weiter zum Bereich »Philosophie, Gesellschaft, Biografien«. Sollte er sich als 57-Jähriger mit Philosophie befassen? Ist das nicht schon zu spät? Oder noch zu früh?

In seinem Bücherregal steht doch eine Kennedy-Biografie – würde ihm so etwas gefallen? Vielleicht die Lebensgeschichte eines Abenteurers? Oder für ihn als Freizeit-Musiker eher eine Biografie über John Lennon?

Irgendein Buch?

Schweizer Geschichte. Vom »Schweizerspiegel« von Meinrad Inglin erzählt er doch immer wieder – gibt es den auch in Mo-

dern? Würde er überhaupt einen historischen Roman lesen? Wäre ihm ein Sachbuch mit mehr Fakten und weniger Fantasie lieber?

Ein Buch ...

2. Stock

Abteilung Reise- und Wanderführer: Hier sollte für den begeisterten Bergsteiger und Tourengänger etwas zu finden sein. Zum Beispiel »Literarische Wanderungen im Oberengadin«; möchte er auf den Pfaden von Nietzsche wandeln und wandern? Oder würden ihm konkretere Tipps mehr Freude bereiten – wie das SAC-Jubiläumsbuch »7 Hütten. 47 Touren«? Obwohl: Sind 1354 Gramm nicht etwas viel zusätzlicher Ballast im Rucksack?

Einfach ein Buch.

1. Stock

Vielleicht habe ich hier etwas übersehen ... Ah, so ein kleines Büchlein wäre doch praktisch – das dürfte ihn bestimmt im Zug zur Arbeit begleiten und würde da deutlich weniger Platz einnehmen als die Zeitung. Alles nur Liebes- und Selbstfindungsbücher in Kleinformat. Gibt es denn keine kleinen Krimis?

Oder würde er gerne einmal einen Liebesroman lesen, kriegt aber einfach immer Krimis geschenkt?



Lesetipp von Selina Stuber,
Assistenz Lektorat rüffer&rub

In eindringlicher, bildreicher Sprache schildert ein rumänisches Mädchen sein Leben im und um den Zirkus. Die farbige Artistenwelt stellt sich schnell als Illusion heraus; die Erfolgsträume der Familie kollidieren mit der harten, schonungslosen Realität. Der Text besticht nicht nur inhaltlich, sondern auch durch seine besondere typografische Aufmachung: bedeutungsvolle Sätze werden in Großbuchstaben vom Rest abgehoben, teilweise stehen sie allein auf einer Seite, und einige Seiten sind sogar ganz leer – Raum für die Vorstellungen und Gedanken des Lesers.

Aglaja Veteranyi | Warum das Kind in der Polenta kocht | 1999

Nun schenk doch einfach ein Buch!

Also: Krimi, Philosophie oder ein Sachbuch? Oder gleich zwei Bücher? – Oder vielleicht besser Schokolade? Obwohl: Mag er nun weiße, braune oder schwarze am liebsten?

Selina Stuber

Es Lied für d' Chlykunschtbuech- macherInne

Es war das mit Abstand längste Lied, das ich je geschrieben habe. Nicht weniger als 28 Strophen hörten sich die am Buch über die »Grosse Schweizer Kleinkunst« Beteiligten an, als am 30. November 2010 das Erscheinen des Werks gefeiert wurde – im kleinen Kreis am Verlagssitz. Neben den hier abgedruckten Versen über die Buchgestalterin Barbara Bräker und den Lektor Felix Ghezzi wurden auch solche über die Verlegerin Anne Rüffer, den Sponsoringbeschaffer Peter Zehnder, die Medienbetreuerin Teresa Oetker, den Herausgeber Peter Bissegger und die beiden Autoren Manfred Veraguth und Martin Hauzenberger gesungen – von Letzterem mit dem tapferen Versuch, ein wenig Kellertheaterstimmung in die Verlagsräume zu singen. Dafür, dass das Publikum durchhielt, wurden Sandwiches und Getränke gereicht. Und dem Vernehmen nach haben alle den Versmarathon unbeschadet überstanden.

Bissegger, Veraguth und Hauzenberger aus der Kleinkunstszene hatten in den Monaten zuvor einen kleinen, aber feinen und effizienten Verlag kennen- und schätzen gelernt – nicht zuletzt dank der Vermittlung des langjährigen Zürcher Kleinkunst-»Papstes« Nicolas Baerlocher, früher Leiter im »Theater am Hechtplatz«. Und die rüffer&rub-



Peter Bissegger, Martin Hauzenberger,
Manfred Veraguth | Grosse Schweizer
Kleinkunst | ISBN 978-3-907625-50-7

Mitarbeitenden hatten sich intensiv mit der verästelten Schweizer Kleinkunstszene auseinandergesetzt, von Brig bis Basel, von Chur bis Chaux-de-Fonds, vom Cabaret Voltaire bis zu Zimmermann & de Perrot.

Zehntausende von Buchstaben und Hunderte von Bildern wurden erfunden und gefunden, ausgewählt oder abgewählt, bis der »Ziegelstein« gedruckt war. Die »NZZ am Sonntag« hatte die Freundlichkeit, ihn zum »Standardwerk« zu ernennen. Und das Beste daran: Das Buch ist noch nicht vergriffen und jederzeit nachlesbar. Martin Hauzenberger

Melodie: Mani Matter
»Dr Hansjakobli u ds Babettli«

*Wär gärn es Chlykunschtbuech wett mache,
Bruucht vil, vil meh als sibe Sache.
Ou we Chlykünschtler z lache mache:
D Buechmacher hei nid nume z lache.*

...

*D Buechmacher wärden überfahra
Mit Täxt u Bilder, ganze Schara.
Nur eini luegt das Chaos klar a.
Si hets im Griff, Bräkers Barbara.
Trotz ihrne no nid so vil Jahra
Isch si ir Layoutkunscht erfahra.
Ou mit däm alte Chlykunschtschmarra
Befasst si sech scho fascht sit Jahra.
Wo anderi verzwyflet starra,
Uf all die Chlytheaterstara,
Tuet si nid mit Idee spara.
Mit ihre sy mir super gfahra.*

...

*Wenn anderi no lengscht im Bett sy,
Steckt är scho zmitts ir Morgehetzi.
U mues im gröschte Ghetz no nett sy,
Damit är d Schryber nid verletzt.
Är haltet alli Duden-Gsetz y,
Gäg Fähler isch är üsi Letzi.
Glych sötte d Regle kes Korsett sy.
Und ou ds Regischter mues komplett sy:
Für all das sorgt der Felix Ghezzi.
Me het ds Gfühel, dass är Bärg versetzi.
Zwar: Paar Lüt, wo im Internet sy,
Die halte nid all Wahrheitsgsetz y:
Da heisst s ufpassse, gopfertezzi –
Usfrässe mues es gäng der Ghezzi.
Doch mir Outore, mir sy selig gs-
Y mit em Spitzelektor Felix.*

Eine Übersetzung ins Hochdeutsche
finden Sie unter www.ruefferundrub.ch.

»Die Sprache spricht oder die Musik singt aus sich selbst«

Daniel Fueter auf eine Tätigkeit oder einen Beruf zu reduzieren geht schlicht nicht. Der Komponist, Arrangeur, Musikpädagoge, Pianist und Theatermann ist auf der Musikbühne ebenso zu Hause wie im Theater. Sich zwischen Klassik und Chanson zu entscheiden, liegt denn auch gar nicht in seiner Natur. Sein Lebens- und Schöpfermittelpunkt hingegen ist seit eh und je Zürich. Geschätzt wird er als Künstler und Vermittler aber weit darüber hinaus bis ins Ausland.

Wer sein Buch »Das Lächeln am Fuße der Tonleiter« gelesen hat, der weiß: Anagramme sind Fueters »harmlosere Obsessionen«. In einem der Texte spielt er einleitend auf der Klaviatur der Buchstabenkombination von »Leidenschaft«: »Leidenschaft, fand Lichtsee. / Fladenteichs / Ende ist flach. // Flasche dient / Lichtes Faden / Schaden feilt / Teefischland // ...« Was er im Buch nicht verraten hat, ist, dass er dieses Anagramm, wie viele andere, während Sitzungen geschrieben hat, um seine Aufmerksamkeit auf höchstem Niveau wachhalten zu können. Denn während den unzähligen Konferenzen, unter anderem in seinem Amt als Rektor der Hochschule Musik und Theater Zürich (heute ZHdK, zwischen 2003 und 2007) hatte er sich manchmal auch ein bisschen gelangweilt.

Das traf aber ganz und gar nicht für seine Amtstätigkeiten an und für sich zu, wie er im Gespräch versichert. Daniel Fueter sieht auch in scheinbar un kreativen Büroarbeiten, wie einen Zimmerplan für einen Musik-

wettbewerb zu erstellen, gestalterische Herausforderungen. So habe eine solche Aufgabe große Ähnlichkeit mit dem Vertonen eines Textes oder dem Schreiben eines kleinen Instrumentalstückes: »Es geht überall um ähnliche strategische Fragen und Fragen der Abstimmung.«

Daniel Fueters Texte und Kompositionen sind immer Auftragsarbeiten. So auch das Stück

»Nocturne« für Harfe und Klavier, das am 16. Mai 2014 Premiere feierte. Das Duo Praxedis kam auf ihn zu. »Die Ausgangslage ist immer der Auftrag und damit die Fragen: Wer sind die Künstler? In welcher Musikwelt bewegen sie sich? Was entspricht ihnen? Und was mir auch sehr wichtig ist: Was gefällt ihnen?« Bevor Fueter mit dem eigentlichen Komponieren beginnt, stehen die Vision und die zeitlichen Proportionen fest. Beim Komponieren kann es dann jedoch passieren, dass das Musikstück eigenen Wegen folgt: »Die Sprache spricht oder die Musik singt aus sich selbst. Wie beim Schreiben, bei dem sich ein Satz aus dem letzten ergibt, entsteht beim Komponieren ein Akkord aufgrund des letzten. Das ist nicht planbar. Und das Schönste ist, wenn sich die Musik plötzlich verselbständigt. Dann ist dir etwas gelungen.«

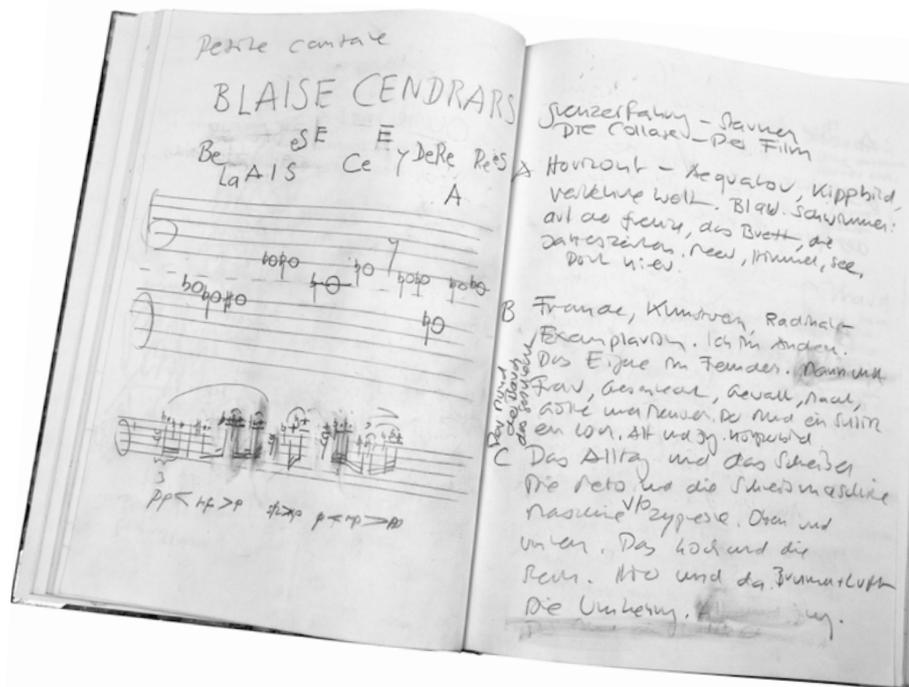


Erste Skizzen zu »Outremer/ultramarin«, das Anfang 2015 uraufgeführt wird.

Was Daniel Fueter anpackt, das tut er mit Leidenschaft und mit Freude, das spürt man, wenn man ihm gegenüber sitzt und er von Theaterstücken erzählt, in denen er mit »Wonne« mitspielt (»Münchhausens Enkel« von Urs Widmer), oder wenn er vom neuen Projekt für das Theater Rigiblick in Zürich berichtet: Am Sonntag, 30. November 2014, werden 6 Sänger und 6 Pianisten in 6 Konzerten das gesamte Liedwerk, 114 Stücke, des US-amerikanischen Komponisten Charles Ives (1874–1954) aufführen. Fueter zu seinem Part: »Es ist hundsschwer, aber ganz toll.«

Besonders am Herzen liegt ihm momentan auch sein größeres Stück über den Schweizer Schriftsteller und Abenteurer Blaise Cendrars und das Thema der Grenzüberschreitung und der Offenheit von Grenzen. »Outremer/ultramarin« wird Anfang 2015 zur Uraufführung kommen.

Fueter war auch als Lehrer für Liedgestaltung mit Hingabe dabei, denn er ist überzeugt davon, dass die pädagogische Tätigkeit eigentlich die zukunfts-wirksamste aller seiner Arbeiten sei: Sie lebe in den Schülern weiter. Im Juni 2014 wurde Daniel Fueter nun pensioniert. Damit endeten auch seine Lehrtätigkeiten an der Zürcher Hochschule der Künste und dem Conservatorio della Svizzera Italiana in Lugano. Dass er dort altershalber nicht mehr unterrichten darf, findet er richtig: »Es gibt ge-



Bücher des Autors

»Kontrapunkte und Koloraturen – Über die Unentbehrlichkeit der Musik« (2007), ISBN 978-3-907625-37-8

»Das Lächeln am Fuße der Tonleiter – Betrachtungen zu Musik und Gesellschaft« (2011), ISBN 978-3-907625-55-2



nug Junge, die diesen Job sehr gut machen.«

Ans Kürzertreten denkt Daniel Fueter selbstverständlich nicht. Man wird ihm in den nächsten Jahren auf diversen Bühnen und in verschiedenen Projekten als Pianist, Schauspieler und Komponist begegnen und sein herzhaftes Engagement und seine künstlerische Klasse genießen dürfen. Und vielleicht hat er jetzt auch etwas mehr Zeit für Anagramme. Seit er nicht mehr an langen Konferenzen teilnehmen muss, leidet diese Kunst darunter. Doch vor Kurzem hätte er wieder einmal eines geschrieben, sagt er, bevor wir uns verabschieden, und er drückt mir einen Zettel in die Hand:

*Schlaumeier
Mieser Lauch
Lurch-Ameise
Rauschmeile
Leierschaum
Mauschlerei*

Felix Ghezzi

Veranstaltungskalender 2014

SEPTEMBER

MONTAG, 1.9.

Buchvernissage »Das Crescenda-Modell – Migrantinnen als Unternehmerinnen«, hrsg. von Annika Bangerter und Béatrice Speiser
PAULUSKIRCHE, STEINENRING 20,
4051 BASEL

DIENSTAG, 30.9.

Buchvernissage »Da und doch so fern – Vom liebevollen Umgang mit Demenzkranken« von Pauline Boss, hrsg. von Irene Bopp-Kistler und Marianne Pletscher
RÜFFER & RUB, ZÜRICH

OKTOBER

MONTAG, 20.10.

Buchvernissage »Vom Anfangen und Weitermachen – Frauen erzählen von ihrem Leben mit Brustkrebs«, hrsg. von Teelke Beck und Irene Brenneisen
RÜFFER & RUB, ZÜRICH



SAMSTAG, 25.10.

Zürich liest'14 – Literaturfestival
14:00: »Vom Anfangen und Weitermachen – Frauen erzählen von ihrem Leben mit Brustkrebs«, Gespräch mit Teelke Beck und Irene Brenneisen
15:30: »Da und doch so fern – Vom liebevollen Umgang mit Demenzkranken«, Gespräch mit Irene Bopp-Kistler und Marianne Pletscher
17:00: Von der Idee zum Buch – Felix Ghezzi (Lektor) und Saskia Noll (Grafikerin) erzählen aus dem Verlagsalltag
RÜFFER & RUB, ZÜRICH

MONTAG, 27.10.

»Vom Anfangen und Weitermachen – Frauen erzählen von ihrem Leben mit Brustkrebs«, hrsg. von Teelke Beck und Irene Brenneisen

NOVEMBER

DIENSTAG, 4.11.

Buchvernissage »Das pädagogische Werk« von Thomas Dubs
RÜFFER & RUB, ZÜRICH

MITTWOCH, 5.11.

Öffentlicher Vortrag von Pauline Boss, Autorin von »Da und doch so fern – Vom liebevollen Umgang mit Demenzkranken«, in Englisch mit deutscher Übersetzung
STADTSPITAL WAID, TIËCHESTRASSE 99, 8037 ZÜRICH, KONGRESSFORUM

MITTWOCH, 5.11.

Anna und Heinrich Pestalozzi-Schulthess, Lesung und Gespräch mit Dagmar Schifferli und Cornelia Hesse-Honegger
BERUFSBILDUNGSHEIM NEUHOF,
PESTALOZZISTRASSE 100, 5242 BIRR

DIENSTAG, 11.11.

Buchvernissage von Mary Lavater-Slomans Werken »William Shakespeare« und »Annette von Droste-Hülshoff«
RÖMERHOF VERLAG, ZÜRICH

20.11.–5.12.

Ausstellung zum Buch »Verborgene Feste – Wie verschiedene religiöse Gemeinschaften in der Schweiz ihre Feste feiern« von Jens Oldenburg und Kathrin Ueltschi
FOYER UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK,
DUFOURSTRASSE 50, 9000
ST. GALLEN

DEZEMBER

DONNERSTAG, 4.12.

Buchpräsentation »Die Beidlers – Im Schatten des Wagner-Clans« von Verena Naegele und Sibylle Ehrismann
FESTSAAL IM STADTHAUS
ST. GALLEN



SONNTAG, 7.12.

Adventssonntag im Verlag
RÜFFER & RUB, ZÜRICH

SONNTAG, 14.12.

Buchvernissage »Makos Abenteuer – Erzählt und illustriert von Kindern«, mit einem Gespräch mit der Illustratorin Claudia de Weck
SCHULE KILCHBERG,
8802 KILCHBERG/ZH

Detaillierte Angaben zu den genannten Veranstaltungen und zu Lesungen, die bei Redaktionsschluss noch nicht bekannt waren, finden Sie unter:

www.ruefferundrub.ch

www.roemerhof-verlag.ch

Weitere Bücher finden Sie unter www.ruefferundrub.ch und www.roemerhof-verlag.ch, zum Beispiel:

»Die Publikation ›After Collecting‹ steigt da ein, wo viele Sammlungsratgeber enden: bei der Verwaltung, Bewertung und Nachlassvorsorge der Sammlung. [...] Pflichtlektüre für jeden Sammler!« Artinvestor

»[...] ein informatives Buch, das ich allen ans Herz lege, die mit Kunstsammlungen zu tun haben.«

BVS-Präsident Willi Schmidbauer

F.-J. Sladeczek, Sandra Sykora | After Collecting | ISBN 978-3-907625-61-3



»Georg Weber hat ihr Leben sorgfältig und einfühlsam aufgezeichnet: ›Schwarz auf Weiß‹. Mit zahlreichen Bildern, natürlich in Schwarz-Weiß.«

Neue Zürcher Zeitung

»Eine Biografie rundet die Karriere der eigenwilligen Modemacherin ab.«

10vor10, Schweizer Fernsehen SRF

Georg Weber | Christa de Carouge – Schwarz auf Weiß | ISBN 978-3-905894-21-9

Bildnachweis

S. 2, 4 (3. Spalte, unten), 5 (2. Spalte oben):

Barbara Bräker

S. 4 (1. Spalte), 11, 30, 31: Saskia Noll

S. 4 (2. Spalte, 3. Spalte oben), 24–27, 28

(Bangerter, Speiser): Romeo Polcan

S. 5 (1. Spalte), 32, 33:

© Wodehouse Estate

S. 5 (2. Spalte unten), 13, 23, 40–42:

Laila Defelice

S. 7, 28 oben: © Josef Dohmen

S. 17: Fabian Biasio

S. 19–22: Felix Eidenbenz

S. 29 (Beck): Pirmin Rössli

S. 29 (Brenneisen): Roland Soldi

S. 29 (Boss): Stephan Kistler

S. 29 (Bopp): Roland Brändli

S. 29 (Pletscher), 48, 49: Felix Ghezzi

S. 35: © akg-images

S. 37, 38, 39: © Erbgemeinschaft

Mary Lavater-Sloman

S. 38 (Breit): Knut Klihowetz

rüffer & rub Sachbuchverlag GmbH,

Römerhof Verlag, E 381

Konkordiastraße 20, CH 8032 Zürich

t +41 (0)44 381 77 30

f +41 (0)44 381 77 54

rüffer & rub

info@ruefferundrub.ch

www.ruefferundrub.ch



Römerhof
Verlag

info@roemerhof-verlag.ch

www.roemerhof-verlag.ch



info@manuskript-oase.ch

www.manuskript-oase.ch

MAGAZIN EINSICHTEN

Idee und Konzept: Felix Ghezzi

Redaktion: Felix Ghezzi,
Anne Rüffer, Sandra Iseli,
Selina Stuber, Petra Passeraub,
Katharina Rittmann

Grafische Gestaltung:

Saskia Noll, Laila Defelice

Druck: Printer Trento, Italien

Auslieferung Schweiz

Balmer Bücherdienst AG

Kobiboden, CH 8840 Einsiedeln

t +41 (0)848 840 820

f +41 (0)848 840 830

info@balmer-bd.ch

Auslieferung Deutschland/Österreich

Brockhaus/Commission

Kreidlerstraße 9, DE 70806 Kornwestheim

t +49 7154 1327-0

f +49 7154 1327-13

p.bofinger@brocom.de

Vertretung Schweiz

Piroska Boros

Kronenstraße 44, CH 8006 Zürich

t +41 (0)44 242 17 31

pboros@datacomm.ch

Presse Schweiz

rüffer & rub, Römerhof Verlag, E 381

Konkordiastraße 20, CH 8032 Zürich

t +41 (0)44 380 02 85

f +41 (0)44 381 77 54

presse@ruefferundrub.ch

Presse Deutschland/Österreich

Politycki & Partner

Schulweg 16, DE 20259 Hamburg

t +49 (0)40 43 0931 50

f +49 (0)40 43 0931 515

info@politycki-partner.de

www.politycki-partner.de



Römerhof
Verlag

rüffer & rub

 EDITION
381